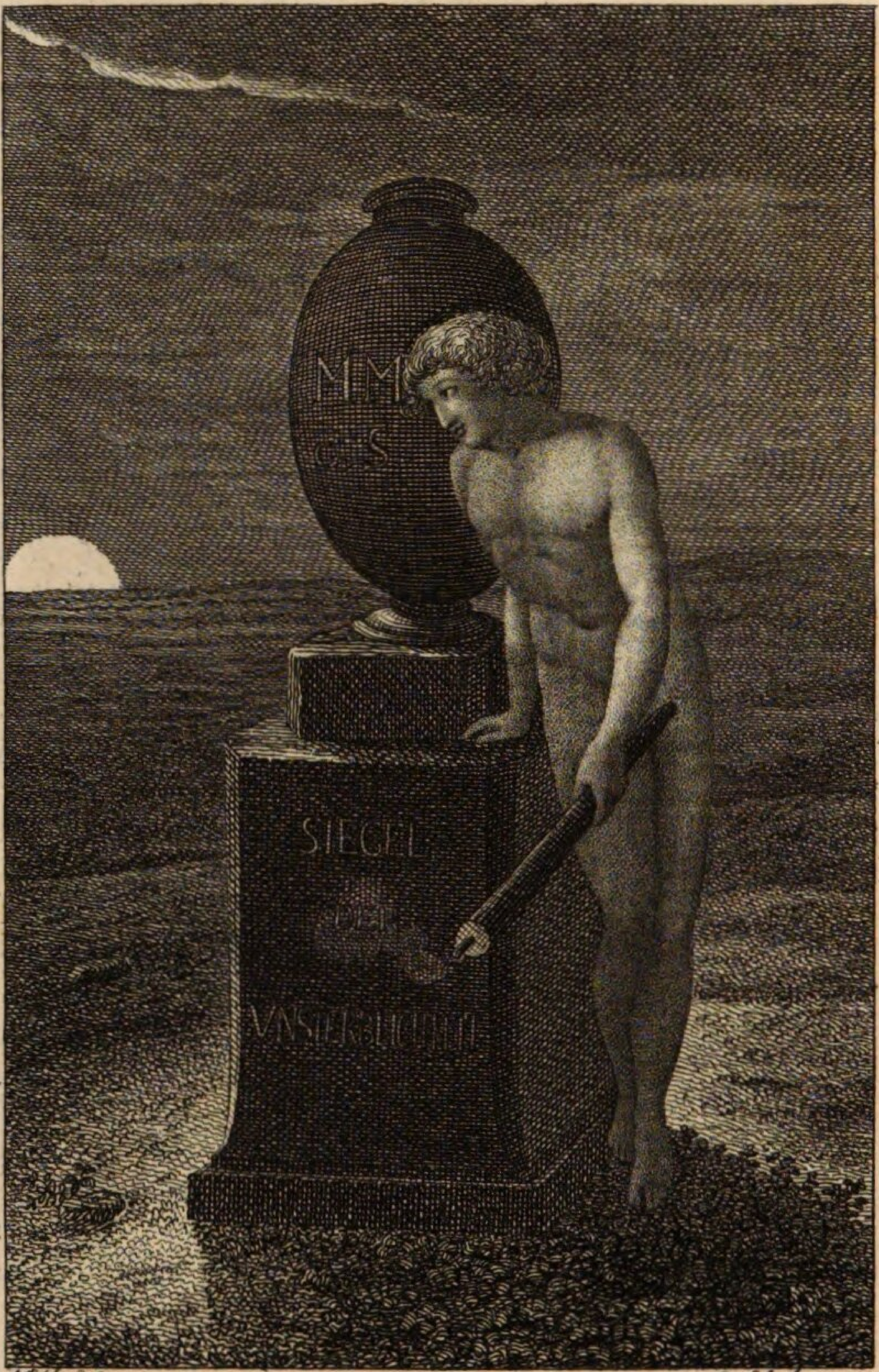
P. o. germ.
937 d



Nölke del. C. Schule sc. 1798

— — *Alles kehret wieder,*
was wir geliebt mit reinem Herzen, was
als gut und schön sich unserm Geist vermählte.

Mar: Mniock geb. Schmidt

Worte
der Lehre, des Trostes und der Freude

von

Joh. Jac. Mnioch.

Görlitz
bei C. B. Anton
1798.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

„Worte der Lehre, des Trostes und der Freude!“ — Lies, mein Freund, diese Titelworte so bescheiden, als ihr Sinn gedacht wurde.

So Manches, was wir in Stunden guter Muße zu unsrer eigenen Belehrung, zu unserm eignen Trost niederschrieben, kann vielleicht auch in Dir einen unterweisenden Gedanken, eine freundliche Tröstung erwecken. — Und klang ein Ton, ein Accord der Freude aus unsrer Brust; so fühlst du dich vielleicht ermuntert, aus diesem Ton, diesem Accord eine ganze schöne Melodie zu componiren.

Zuweilen ist uns auch ein Wort des heitern Scherzes und selbst des lustigen Spottes entfallen! Wir bitten Dich aber, verwechsle nicht Einfälle mit Gesinnungen!

Nichts macht uns so besorgt, als daß wir unsern Worten nicht das Verstandenwerden mitgeben können. — Erinnre Dich daher oft an das schöne Dictum:

»Worte sind nur leere Schaalen,
»Der Sinn ist Alles! —

Du siehst, diese Vorrede ist Wehr- und Waffenlos! Wir hoffen auf Zeiten des Friedens!

Irrten wir uns jedoch in dieser allgemeinen Vorrede; so irrten wir uns um so weniger in den Begleitworten zu jedem einzelnen Stück dieser Sammlung. — Das Geschäft der Bienen ist friedlich; aber es hat jede von ihnen auch einen Stachel gegen feindliche Angriffe! —

Warschau den 28. Febr.
1798.

M.

Inhalt.

I. Litanei oder allgemeines moralisch-politisches Gebet. — Ein Zeitgedicht nebst erläuternden Anmerkungen. —

II. Ueber eine zwiefache Hinsicht, in der ein Versmaaß behandelt werden kann.

III. Zwei Gebete für eine aufgeklärte und gebildete Christliche Gemeine, mit besondrer Hinsicht auf die moralisch-religiösen Bedürfnisse der Zeit.

IV. Ueber Bilder und bildliche Vorstellungen des Todes und einige hiermit verwandte Gegenstände.

V. Tod und Unsterblichkeit. Eine Kantate. — Voran einige Gedanken über Kantaten-Gedichte und Kantaten-Musik.

VI. Zerstreute Blätter, beschrieben von Maria Mnioch geb. Schmidt.

VII. Schattenrisse nach dem Leben, gelegentlich gezeichnet von M. und M. M. g. S.

VIII. Bilder, benannt nach ihren Rahmen; — gesammelt auf einer Reise durch Südpreußen. Auch von M. und M. M. g. S.

IX. Assemblee. —

X. Das unmenschliche Streben zum Ziele der Menschheit. — Ein Lied von M. M. g. S.

I.

Litaney
oder
allgemeines moralisch-politisches Gebet.

Ein Zeitgedicht zum Neujahr 1797.

Nebst erläuternden Anmerkungen.

Titel dürfen eben keine Küchenzettel seyn.

Lessing.

A6

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Faden dieses Gedichtes ist zwar an ein kleines Zeit-Stiftchen, an den Neujahrstag von 1797, angeknüpft, aber nicht von Anfang bis zu Ende um dasselbe herumgewunden. Es ist ein Gelegenheitsgedicht nach seiner Entstehung, nicht nach seinem Inhalt.

Die Form eines allgemeinen Gebets, einer Litaney, hat der Verfasser in der Art, wie hier geschehen, schon zum drittenmale gebraucht. Einige Gründe dafür finden sich an einem andern Orte. *) — Es wird ja wohl

*) Kleine vermischte Schriften von Mnioch, erstes Bändchen, 1794, in der Vorrede zur Litaney über sittliche Aufklärung.

zuweilen eine Korrespondenz über gemeine Privatangelegenheiten und gar nicht im stylo curiae — unter der postfreien Aufschrift geführt: Herrschaftliche Sachen! —

Die zu Ende des Gedichts beigefügten Erläuterungen sind gut gemeint und verdienen deshalb wohl eine gutmüthige Aufnahme, sollte gleich eine wirksame Beherzigung nicht zu hoffen seyn.

Litaney.

Jamben.

O du von Ewigkeit, der ohne Wandel
Derselbe war und ist und bleiben wird,
Wir nennen oft in unsern Nothgebeten,
Wenn sich die Zeiten ändern, wenn Natur und
Schicksal
Das zu vernichten drohn, was einst sie bau-
ten, —
Zwar menschlich, doch voll Glauben und Ver-
traun,
Dich, unsern **alten** Gott, den **alten**,
wohlerfahrnen
Hausvater seiner Welt! O laß beim Alten
bleiben,

Was gut ist und vollkommen, wie du
Selbst.
Doch weil der Mensch sein aufgegebnes
Werk
Hier nicht vollendet; sey das Einzige,
Was unterm Monde wechsellos beharre,
Der gute Wille: nimmer still zu stehn,
Von einem Grad des Bessern zu dem
andern
Hinauf zu streben! — Also lautet ja
Das hohe Privilegium, das du
Mit eigner Hand in unsre Seele schriebst,
Der Menschheit Vorrecht, das kein alter Brief
Auf eines Esels Haut, behängt mit silbernen
Und goldnen Bullen, je uns rauben darf, —
Noch rauben kann, so lang der Wille nur
Durch Wollen widersteht, durch weisen
Muth
Und stille Thätigkeit im Innersten.

Heil uns, die wir des Lichts bedürfen, daß
Ein harter Stein zum festen Stahl sich fand!

Mit jedem Schlage sprühen helle Funken;
Sie zünden hier und dort, — hier eine stolze
Fackel,
Dort ein bescheidnes Lämpchen an. — Will-
kommen
Auf jedem Wege, den die Pflicht uns führt,
Den uns das Schicksal treibt, du Klosterveste
Des Aberglaubens, du, o Rittersburg,
Worin das graue Unrecht sein Verdienst
Nach angeerbtem Vortheil überzählt,
Willkommen uns mit eurer Doppelmauer
Und diesem fest verschloßnen Eisenthor!
Geduld und unverdroßne Kunst und Hoffnung,
Uebt euch daran, sucht einen neuen Schlüs-
sel
Heraus zu proben, da der alte längst
Im Meer verlohren ging, und dieser Zeiten
Argwohn
Das Schloß zu sprengen nicht erlauben will. —
Doch, kannst du seitwärts reisen, kannst die
Burgen
In Fried' umgehn, du Sämann oder Schnitter,

Auf den ein junges Feld, auf den die Erndte
wartet,
So zögre nicht; auf, wandle rasch vorüber
Am Eisenthor, und kömmt ein Schlagbaum,
ruhig
Erlege Zoll für Saamen oder Sense,
(Wie man's verlangt!) und froh zum Tagewerk,
Das Gottes Himmel dir gesegnen wird.

Ja, du allweiser, allgerechter Gott,
Das Ziel der Menschheit liegt nicht
außer uns;
Und weiser Muth im Leiden, wie im
Thun,
Ist immer Uebung, immer Thätig-
keit. (1)

Mit diesem Trost bewaffnet, schreiten wir
Ins neue Jahr, *) das dunkel vor uns liegt,
Und fürchten nicht die Ueberschrift der Pforte:

*) 1797.

Ein blutiges Dreimahl=Drei, umschlos-
sen jetzt
Von einer Doppel=Sieben. (2) — Käm'
uns doch
Ein leises Graun in diesem Dunkel an;
So wollen laut wir sprechen mit uns selbst,
(Ein in der Jugend gnug erprobtes Mittel)
Und laut zu dir, obwohl dein leises Ohr
Schon den Gedanken hört! —

So beten wir auch heute
Zu unserm eignen Trost, in frommer Ein-
falt
Des guten Herzens; — legen unsre Wünsche
Für's Wohl der Menschheit (ach so gut wir es
verstehen!)
Als Opfer, dir auf den Altar der Bitte, —
Wohl wissend, daß dein großes Vaterherz
Von selbst den Bösen und den Guten giebt,
Was ihnen frommt zu Strafe, Lehr' und Uebung;
Wohl wissend, daß die Weisheit deiner
Güte

Von keinem Opfer, keiner Thräne sich
Bewegen läßt, im großen Gang der Dinge
Ein Rad zu hemmen, weil zu früh der Morgen
Dem Trunknen käme, noch der Menschheit
Uhr
Auf Zwölf zu stellen, wenn ein einzger
Magen
Um Zehn sich Mittag wünscht! — Das
Schlechte geht
Mit schnellem Schritte; langsam kömmt das
Beßre,
Und selbst des Besten Ueberzeitigung
Ist Uebel! —

Du, zu dem die Fürsten wie
Die Bettler, jene mit geheimer Lippe,
Und laut genug die letzten: Unser
Vater
Im Himmel, sprechen, — ach, bedächten
wir,
Daß, wenn der Vater gleich im Himmel
wohnt,

Doch unsre Brüderschaft auf Erden schon
Beginnen soll! — — Dies ist der große Stein,
Der allem Guten breit im Wege liegt:
Wir rathen nicht, nein, wir befeh-
len stets! —
Im Lande selbst der Wissenschaft und Kunst,
Wohin Humanität und Wahrheit sich
Zu retten meinen, wohnt die Liebe nicht,
Und nicht die Freiheit. Hohe Namen gelten
Auch hier, und Heeresmacht; Despoten
schaun
Auf Knechte stolz herab. — Den Ruhm
des Lehrens
Begehrt die Eitelkeit, doch man
verachtet
Die Lernenden, darum belehrt man
nicht.
Und wenn die Einfalt, wenn der Irrthum, oder
Bescheiden auch der weise Zweifel frägt;
Erboßet sich der überweise Stolz,
Und speit die Antwort aus mit Gall und Gift.
O, was wir Gutes an die Menschheit spenden,

(Obwohl wirs nehmen vom gemeinen Erbe!)
Reicht nicht des Bruders Hand dem Bruder dar, —
Es giebt der Herr dem Diener, wirft ein Reicher
Dem Bettler hin! Des Gebers Uebermuth
Empört das Herz, vertilgt der Gabe Werth;
Man quält sich fort mit seiner Armuth; läßt
Das hingeworfne Kupfer oder Gold
Dem späten Finder liegen, wo es liegt. (3)

Gar tröstlich klingt das Lied in guter Stunde:
»Wir pilgern durch ein fremdes Land, wir wallen
»Zur Heimath hin!« Doch o, ihr Handwerksburschen,
Was soll dies Vornehmthun, dies Pralen, Herrschen,
Im Land der Fremde, in der Schenk' am Wege,

Da in der fernen Vaterstadt, ihr Lieben,
Uns Eines-Vaters Haus empfangen wird! —

Versteht uns recht, und legt's nicht übel aus;
Wir reden hier in Gegenwart des Vaters!
O, Brüderschaft will Gleichheit nicht,
— will Liebe!

Die Pflicht ist Herr! Wo sie gebeut, da soll
Regieren dieser, jener sich mit Lust
Regieren lassen, nur was drüber ist,
Das ist vom Uebel! —

Du, vor dessen Weisheit
Des Menschen Klugheit sich verhüllen muß,
Nur Dein Gesetz soll unser Auge lesen,
Nicht deinen Rathschluß, nicht den Plan der Welt.
Verbanne doch die blöde Politik,
Die von dem Zufall ihre Brillen kauft,

Und weiter sehen will, als dein geheimster
Engel, —
Verbanne sie von Thron und Richterstuhl,
Worauf Gerechtigkeit und Wahrheit sitzen sollen,
Um Recht zu sprechen, einem ganzen Volk,
Wie Einem Mann! — Was recht ist,
wissen wir,
Obwohl wir schweigen, wenn Pilatus frägt:
Denn nur sein Wort ist Frage; Blick und Ton
Verbieten jede Antwort, Blick und Ton
Gehn triumphirend von dem Kampfplatz weg,
Worauf der Gegner nicht erscheinen darf.
Was recht ist, wissen wir! Dein Eben-
bild,
Das deine eigne Schöpferhand, o Gott,
In unser Innerstes gesiegelt hat,
Trägt in der reinen Umschrift deinen Willen,
Und wen Gepräg' auf Gold und Silber nicht
Geblendet hat, der wird ihn lesen können,
Verstünd' er auch das Buchstabiren nicht,
Worüber in der Schule Kant's noch immer
Die großen Schüler mit einander zanken!

Heil sey den Kindern, die mit frohem Muthe
Des guten Vaters weisen Willen thun,
Auch wenn sie nicht aus dunkelm Vorgemach
Den fernen Saal mit bunten Weihnachts-
lichtern
Des blanken Vortheils schon erleuchtet sehn.
Was recht ist, wissen wir, und unser
Glaube ruft:
Der Weg des Guten führt gewiß
zum Heil! —
Was sonst der Mensch mit Zahlen des Ver-
gangnen
Und Gegenwärtigen als Zahl der Zu-
kunft
Klug zu errechnen meinet, ist ein Ding,
Das mächtig trügen kann! — Das Schicksal
hat von dir
Geheime Vorschrift; seine Feder streicht
Nach dem Etat der Welt, den wir nicht
kennen,
Und wo wir Nachschuß hofften, bleibt ein
Rest.

Du, dessen guter Geist sich nicht ge-
waltsam
Den Menschen aufdringt, du, der seinen Himmel
Nur denen giebt, die dort ein Bürgerrecht
Zu haben wünschen, und von selbst sich
melden!
Bewahr uns, daß wir nicht zum Frei- und
Glücklichmachen
Der ganzen Welt uns hier berufen wähnen,
Zum wenigsten laß dies Gewerbe nicht
Ein Handwerk seyn! — Provinzen zwar
erobert
Die Faust des Mächtigen; doch Herz
und Geist
Sind langsam nur von Herz und Geist zu
lenken;
Und wer den Narrn verständig machen will,
Der muß die Kur nicht mit dem Schwert be-
ginnen,
Und nicht den Sitz der Krankheit und der
Beßrung,
Den Kopf, ihm spalten! —

Lang genug, o Gott,
Sahn wir die grimmen Aerzte, die einander
Für Kranke halten, jeder seinen Stahl
Zum operiren in der raschen Hand.
Sie gingen wüthig auf einander los,
Ergriffen sich beim Haar und schlugen sich —
Aus Menschenliebe, wie die Zeitung
spricht. —
»Du bist ein Narr!» schrie jener, — »du
verrückt!»
Der andere. — »Taub bist du!» — »Und
du bist blind!»
»Daß aber ich gesund bin, riefen Beide,
»Beweis' ich dir, wie's meines Am=
tes ist!
»Du sollst durch meine Kunst mit
Gottes Hülfe
»Genesen, Freund, wo nicht, soll dich
der T... holen!» —
Vollblütigkeit war sicher nicht das Uebel;
Sonst müßten beide längst genesen seyn.

O Gott des Friedens, ende diese Scenen!
Laß sich die Herzen bessern, oder laß
Das böse Herz vor dem Verstand sich
schämen.

— Wie mögen sie an ihren Freiheitsbaum
Die Freiheit fesseln, — aus dem Frie-
densrechte
Des Eigenthums den friedlich Irren-
den
Verstoßen, in Gewalt des Hungers und
der Blöße
Die Weisheit pred'gen! (4) — — Ach,
wie mögen sie
In deinem Tempel Siegeslieder singen,
Und wenn sie frech sein Werk verstümmelt
haben,
Den Meister loben! — Diese Narrheit macht
Die Bosheit noch abscheulicher. *) Die Hölle

*) Insofern sie nehmlich absichtliche politische Narr-
heit ist.

Stimmt ein Te Deum an, und spricht ein
Pater Noster,
Um selbst die Kinder Gottes irr zu führen.
Ja, wär' es wenig, hunderttausend Mann
Dem Tode früh zu opfern, da der Tod
Sie doch zum Himmel führt; so ist es
weniger noch
Ein weltlich Erbe, eine Futterwiese,
Gleich jenem Rock im Evangelio,
Dem Unrecht hinzugeben, da wir einst
Im Reich des Himmels ewige Kro-
nen erben.

Der Teufel dreht und kehrt an jeder Wahr-
heit
Die Seit' heraus, woran sich eine Lüge
Anheften läßt. Religion und Freiheit
Und Staatenwohl, mit diesen Worten spielt
Der Taschenspieler! — Er studirt die Bibel,
Studiret sie, als sollt' er Doktor werden,
Jedoch nach seiner Art. — »O Theorie
und Praxis

»Begegnen sich in diesem Leben nicht.
»Seyd Tauben — für den Himmel, meinet Christus,
»Und Schlangen für die Welt!« Mit diesem Sprüchlein
Und einem Kreuz, und einem: Wohn uns bei! (5)
(Wovor die Engel des Gewissens fliehn)
Vermag der schwarze Doktor seine Kranken
Im Schlaf zu bringen, die im Traume dann
Den Himmel offen sehn, und an des Lammes Thron
Ein goldnes Stühlchen, drauf ihr Name steht.

Erlös' uns, Gott, von aller Zauberey!
Und Alle, die zu solchem Gaukelspiel
Die Laden schließen, und den Weihrauch auf
Die Kohlen streun, — sie müssen irre werden
An ihrer eignen Kunst. Das Kabinet erbebe, (6)
Und statt der Geister, die ihr Stab zitirt,
Erhebe sich des Mannes eigner Geist,
Den ihre List umgarnen will, und strahle

Den Finsterlingen ins Gesicht, und treibe
Hinweg die Baalspfaffen, (die Elias,
So feist sie sind, nicht eben schlachten
darf!)
Hinweg vom Tempel und Altar! — — Wir
wissen
Durch ein beglaubigt Buch: Die Weisheit
und die Thorheit
Vermählten sich mit Salomo im
Bette.
O, aus dem Bette mehr, als von dem Thron,
Regieren Weis' und Narren diese Welt.
Indeß der Leib auf keuschem Lager ruht,
Verdaut die Seele besser; doch die Thorheit
Der üpp'gen Nacht zerrüttet auch den Geist
Bis in das Innerste! — O Gott, dein heilger
Engel
Schweb' über jedem Fürstenbett! Es geht
Aufklärung aus vom offnen Vorhang, aber
Verfinstrung liebt, wer noch sein höchstes
Gut
Im Finstern fand.

Heil unserm Könige!
Er liebt den milden Tag, die reine Luft
Der Wahrheit und des Friedens. Kant darf noch
Immanuel sich nennen; Braunschweig hält
Mit dem gefürchteten, doch eingesteckten Degen
An unsern Grenzen Wacht. Nicht Aerzte mehr
Der Kranken aller Welt, nur kluge Wächter
Bestellen wir, damit die Pest sich nicht
Herüberschleiche.

Heil der Nation,
Die, unerzogen noch, der weise Lehrer
In seine Schule nahm. — Desselben Hauses Kinder,
Mit gleicher Unart, gleicher Tugend, sind
In zwei verschiedne Schulen jetzt gethan;
Die eine liebt der alten Pädagogen
Zu strenge Weise; nimmer wird die Ruthe
Aufs Pult gelegt, sie dienet nicht allein

Zum Instrument der Zucht, sie ist auch Lesegriffel. (7)
Die andre folget mit verständgem Schritt
Dem Genius der Zeit. Sie liebt die fremden Kinder
Und wünscht geliebt zu seyn; und noch verwendet sie
Das wen'ge Schulgeld an den Apparat,
An gute Bücher und zu Prämien.

O segne du den guten Willen, Gott!
Und da die Schule groß, der Schüler viel sind,
Und viele Klassenzimmer weit entfernt
Von Prima liegen; so erhalt, o Gott,
Die weisen Unterlehrer, laß sie, einig
Und wohl vertraut mit dem Erziehungsplan,
Die Kinder nicht durch Laun' und ewigen
Methodenwechsel blöd und irre machen.

Uns aber, guter Gott, uns, die wir dies Gebet
Gehalten haben heut' am Neujahrstage, —

Uns, die wir Schüler sind, (denn Präcep-
toren beten
Ex Tempore!) gieb einen weichen Sinn,
Durch Blick und Ton zu lenken! — Sollte
gleich
Uns manche Lehr' ein kleiner Irrthum dünken,
So laß die Klugheit weise seyn, und
schweigen:
Denn Recht behalten muß, nach al-
tem Brauch,
Wer an dem Pulte sitzt. — Die aufge-
gebne Arbeit
Ist immer doch ein Exercitium;
Drum laß uns willig seyn und fleißig. —
Traulich lebe
Mit seinem Schulgesellen jeder Schüler!
Zwar gebe nicht der Fleißige sein Heft
Dem Faulen hin, daß dieser ohne Müh
Für fremde Arbeit sich ein Lob erschleiche;
Doch leih er gern von seinem Schreibezeug,
Was er entbehren kann. Der Sohn des Rei-
chen theile

Sein großes Frühstück mit dem Sohn des Armen,
Dem seine Mutter, eine Wittwe, nur
Einmahl des Tags zu essen geben kann.

O frommer Gott, bewahr uns vor dem Muthwill,
Verstohlnerweis' dem Vordermann in's Ohr
Zu kneifen, daß er schreit, und für die Stöhrung,
Ach der Gekniffne noch geschlagen werde!
Und wer des Geistes übervolle Feder
Ausspritzen will und muß, der ziele nicht
Nach des geputzten Nachbars weißen Strümpfen
(Wie Wolfgang, o der Uebermüthige,
Der Charitinnen ungezogner Liebling!) (8)
Des armen Nachbars, der sein Tröpfchen Tinte
Zum langen Pensum braucht, das er vor Tisch
Aufzeigen muß, wofern er essen will! —
u. s. w.

Erläuternde Anmerkungen.

1.

Das Ziel der Menschheit steht nicht außer uns u. s. w. Zur Ausbildung aller Kräfte unsrer edlen Natur, zur Beförderung, Herstellung oder Erhaltung der Harmonie mit uns selbst können wir jedes Schicksal unsers Lebens benutzen. Das Bestreben aber, jene Ausbildung auf die uns umgebende Menschenwelt überzutragen, und die Harmonie in uns, oder die Idee derselben auch außer uns darzustellen, kurz das Menschengeschlecht dem Ziele der Menschheit näher zu führen, dies erwartet freilich eine besondere Zustimmung des Schicksals. Müßten wir das Letzte aufgeben, so doch nicht das Erste. — Die Meisten machen es umgekehrt. Sie wollen Erzieher des Menschengeschlechts werden, und versäumen ihre eigene Erziehung. Ihr eignes Innere ist eine Dissonanz, dennoch soll alles um sie her harmonisch klingen. Sie stampfen mit den Füßen und ge-

ben (vielleicht sehr richtig) den Takt an, aber ihr Instrument oder ihre Stimme dürfen sie nicht hören lassen. Beide sind rauh und klingen übel. — O meine Freunde, wir haben jetzt gute Muße, uns auf unsere eigene Hand, jeder in seinem Kämmerlein, zu üben. Auf unserm einsamen Instrument können wir im Kleinen vernehmen, wie die Musik der harmonischen Menschheit sich einst ausnehmen wird, wenn das ganze Geschlecht auf den verschiedenen Instrumenten mannigfaltiger Charaktere sie aufführen wird. Laßt uns dafür sorgen, daß wir einst bei diesem großen Conzert, wo alles theoretische Taktschlagen überflüßig seyn wird, ohne Furcht mitspielen und ohne Errötben mitsingen können. —

2.

Die Jahreszahl 1797. — Das blutige Dreimahldrei, das gegenwärtige Dezennium, die blutigen Jahre 90, bis jetzt. —

3.

Wird es dann mit der Aufklärung, mit allen moralischen Reformationen, mit Allem, was wir Bildung und Ausbildung nennen, und mit der seit kurzem so sehr gepriesenen Humanität nicht endlich dahin kommen, daß wenigstens diejenigen Mitglieder der Schriftstellerrepublik, welche durch ihren Namen und ihr Beispiel viel und auf Viele zu wirken im Stande sind, daß wenigstens diese Wenigen von ihrem eigenen Licht erleuchtet, von ihrer eigenen Kunst gebildet erscheinen! — Wird nicht endlich der herrische und animose Ton verstummen, womit man die Herzen der Menschen zur Tugend, und ihre Köpfe zum unbefangenen ruhigen Selbstdenken aufzufordern (ach, aufzuschelten!) trachtet. — Wann werden die Robespierre in der Republik der Wissenschaften aufhören, jeden Andersgesinnten wie einen Rebellen, einen Majestätsverbrecher zu behandeln? — Wann wird man anfangen, in der Welt der Musen nnd Grazien

die Alltagsunarten der gemeinen Welt abzulegen! —

So viele schöne und moralische Gedanken, und ach! so viele häßliche und unmoralische Gesinnungen! — So viele Jünger und Apostel der Humanität, und beinahe eben so viele Petrus mit dem Schwert und beim Kohlenfeuer! — Wir haben uns oft betrübt, wenn die Religion der Liebe mit Bitterkeit, mit Haß und Grimm gepredigt wurde, wenn der Glaube, ja das Verstehn der Lehrsätze mit liebloser Gewalt sollte aufgedrungen werden. — Hohn und Spott, Lächerlich- und Verächtlichmachen, Schelten und Schimpfen, was ist das anders, als Gewalt! Aber mit dieser Gewalt bewaffnen sich jetzt auch die neusten Streiter für Wahrheit und Moralität! — Sie bekämpfen Irrthum wie Bosheit! — Was kann man mehr gegen bösen Willen, gegen egoistischen Starrsinn thun, als so viele Lehrer der reinen Moral, der reinen Humanität, so viele,

welche Anerkennung und Schonung der Menschenwürde und Menschenbegrenztheit in jedem einzelnen Menschen uns zur Pflicht machen wollen, als was diese Leute, (Jünglinge und Männer) gegen den Redlichirrenden zu thun sich erlauben, gegen den bescheidenen Zweifler, gegen den, welcher den Buchstaben der Theorie anders versteht, oder den Geist derselben anders faßt, als sie. —

Läge ihnen die Wahrheit am Herzen, nicht die eigne Meinung, sie würden friedliche Mittel aufsuchen und finden, um sie mit Würde und Güte zu vertheidigen. — Wären sie human in der schönen und hellen Bedeutung, welche der bescheidne friedliche Kantianer Fülleborn *) in seinen kleinen Schriften mit

*) Er wird mir diese Schulbenennung verzeihen! Was weder zu dieser, noch zu einer andern Schule gehört, und von keiner gegeben werden kann, Humanität, nicht als Erkenntniß, Gedanke, Begriff, Lehre, sondern als Ge-

wenig Worten angiebt, und welche Herder in mannigfaltigen Formen von allen Seiten darstellte, um die Sache selbst dem Sinn des Guten wie des Schönen zu empfehlen, wären unsere bessern Schriftsteller von Herzen Freunde der Humanität, sie würden sich schämen, den Uebermuth, die Petulanz ihres superioren Genies zu Kräften kommen zu lassen; sie würden bedenken, daß dieses Genie Gabe der Natur und seine Ausbildung zum größern Theil ein Werk des Schicksals ist! — Sie würden bedenken, daß eine stolze, drückende, ja gar öffentlich erklärte Superiorität eher alles Uebrige wirken, als einer guten Lehre, Berichtigung, Warnung — in den Köpfen und Herzen der Irrenden und Schwachen Eingang verschaffen könne. —

Der ehrliche und redliche Wahrheitsfreund weiß aus Selbsterkenntniß, wie oft er bei dem

sinnung, wird unter den großen und kleinen Jüngern des großen und wahrhaft humanen, friedlichen Kant so selten angetroffen!

besten Willen geirrt, in voller Unbefangenheit Andere mißverstanden und mißgedeutet hat. Das Wachsen seiner Kenntnisse war mit mancher wichtigen Veränderung in seinen Ueberzeugungen verbunden, und wenn er seine vormalige Denk- und Empfindungsart (von der Sinnesart will ich nicht reden) mit der gegenwärtigen vergleicht; so findet er sicher, daß er ein Buch (vielleicht ein Paar hundert Xenien) gegen sein voriges Selbst schreiben kann. Ob sich aber gegen diese prosaische oder poetische Kritik nicht nach einem Quinquennium eine Antikritik von demselben Autor schreiben ließe, und späterhin gar eine Antwort des ersten Recensenten, wer will das im voraus entscheiden?

Gewiß der nicht, welcher im Selbstdenken, in Prüfung seines Wissens, Glaubens und Meinens nicht einen ewigen Stillstand beschlossen hat! Was soll man nun sagen: wann z. B. ein Paar Moralphilosophen ihrer abweichenden

Mei-

Meinungen halber Einer den Andern offenbar feindselig behandeln, Einer den Andern mit Bitterkeit und Spott züchtigen! — — Es muß ihnen an Selbsterkenntniß fehlen, sie müssen eher alles Uebrige studirt haben, als die menschliche Natur in ihrem eigenen Innern, die Geschichte ihres eigenen Philosophirens müssen sie ihrer Aufmerksamkeit nicht werth geachtet haben. —

Nur hierin kann noch ihre Entschuldigung liegen. Es mag ihnen zuweilen so vorkommen, als ob niemand gegen das, was jetzt ihrem Verstande deutlich, jetzt ihrer Vernunft erwiesen ist, zweifeln könne, ohne aus irgend einer unmoralischen Absicht zweifeln zu wollen.

Man erklärt die, welche anders gedacht haben, oder welche noch erst zweifeln, oder mißverstehen könnten, zwar nur für Schwach-

köpfe, unphilosophische Menschen, Menschen von gemeinem Verstande, oder auch für philosophische Quer- und Rappelköpfe, und läßt also zwar dem Buchstaben nach ihr Herz, ihren guten Willen unangetastet. Aber, zugeschweige, daß diese und ähnliche herabsetzende Namen eine egoistische Partheilichkeit zu erkennen geben, (wobei man den Gang seiner eigenen Bildung, nebst der ganzen Geschichte der Philosophie und der Philosophen vergessen hat,) so sprechen doch die Starkköpfe mit den Schwachköpfen, die philosophischen mit den unphilosophischen Menschen, der hohe Verstand mit dem gemeinen, — und umgekehrt die Leute, welche den gemeinen Menschenverstand für den einzig gesunden halten, mit den vorgeblich bejammernswerthen philosophischen Querköpfen in einem so animosen, feindseligen, schneidenden, alle Schonung verachtenden Ton, als ob einer den andern für ein moralisches Vergehn, für die Handlungen eines bösen Willens, für Hart-

näckigkeit und Herzenstücke zu strafen habe. Es soll schmerzen, darauf ist es abgesehn! Besserung ist auf diesem Wege nicht möglich; auch dann nicht, wenn man durch den Schmerz der Strafe veranlaßt würde, in sich zu gehen: denn kein Mensch kann und darf es sich vornehmen, seine Ueberzeugung so und so zu verändern, wie etwa seine Handlungsweise! — Wo diese Schläge wirken, wo sie zu bekehren scheinen, da hat die schlagende Hand glücklicher oder unglücklicher Weise einen Mann getroffen, dessen Wahrheitsliebe ihren Preis hat.

Glücklicher Weise: wenn der mit Spott und Verachtung Gezüchtigte aus eitler Ruhmsucht nach dem Schein der Originalität haschte, oder aus trägem Esprit de troupeau seine Flügel über den alten Irrthum ausbreitete; — unglücklicher Weise, wenn der bis dahin redliche Wahrheitsfreund jetzt den Muth verliehrt, seine äußre Ehre für das Be-

kenntniß seiner Ueberzeugungen aufzuopfern, den Muth, ein Märtyrer dessen zu werden, was ihm Wahrheit ist (also sub luna ein Wahrheitsmärtyrer) — sondern wenn er, aus Furcht vor Schimpf und Schande, die Systeme, welche zu seiner Zeit Autorität haben, annimmt, oder auch umgekehrt, sich wieder zu den alten bekennt, und an diesen oder an jenen öffentlich fortbaut, obwohl ihm der Grund derselben verdächtig ist.

Gewöhnlich aber wirkt diese lieblose Behandlung ein leidenschaftliches Erblinden für alles Wahre und Gute, was der animose Gegner vorbringt. Man hat den Irrenden mit Steinen geworfen, damit er sich auf den rechten Weg zu retten suche; aber diese Steine haben ihm leider die Augen ausgeschlagen! —

Wären es wirklich Geistesschwache und Kranke, an welchen jene Aerzte ein Werk der Barmherzigkeit ausüben wollen; so ist die ge-

wählte Kurmethode mit keiner andern zu vergleichen, als mit der, die vormals in den Irrhäusern gebräuchlich war. —

Viele unsrer theoretischen Schwätzer über Freiheit, Toleranz und Humanität, nebst allen Tugenden der Leutseligkeit und Diskretion, ja der Delikatesse des Umgangs, welche sich auf das vereinte Gefühl des Guten und Schönen gründet, sind dem großen Haufen der andächtigen Kirchengänger ähnlich. — An den moralischen Inhalt der Lieder und Gebete, welche der Frömmler mit scheinbarem Herzensantheil gebetet und gesungen hat, oder der Predigt, von deren Erbaulichkeit er am Sonntage mit Begeisterung sprach, darf man ihn am Montage in seinem alltäglichen häuslichen und öffentlichen Leben nicht erinnern. Er lacht und spöttelt wohl gar. Ei was, meinet er, eine Predigt gehört nicht ins Haus, noch auf das Forum! — Immer moralisirt man ihm zur Unzeit. — »Mein Herr Justizrath, sag-

te jener frömmelnde Geizhals, welcher auf die Auspfändung seines Schuldners antrug, (eines armen Familienvaters, der durch unverschuldetes Unglück mit seinem ganzen Besitzthum auf ein paar Betten und Kleider herunter gekommen war) — »Mein Herr Justiz»rath, sagt' er, Sie werden mich mit Ermah»nungen verschonen, die ich nur meinem Ge»wissensrath erlauben kann. Ich glaube »nicht, hier in der Kirche zu seyn!« —

Man höre die neusten moralischen Schöngeister, wenn sie es bloß mit ihrem abstrakten Thema zu thun haben, und merke, wie fein sie moralisiren. Man höre sie aber auch, wenn sie gegen Irrende, Zweifler und Mißversteher, oder auch gegen ihre erklärten Widersacher zu Felde ziehn. — Schöne Gedanken, häßliche Gesinnungen, wie könnt ihr in Einer Seele wohnen! —

»Der dort hat angefangen,« sagte jener Primaner, welcher auf Querkopf! —

Nickel! zur Antwort schrie, und sich nach Steinen bückte. — Es war nicht gar lange her, als er am oratorischen Schulfeste eine Rede über das Thema gehalten hatte, wie ein gesitteter Schüler den Unarten und Beleidigungen schlechter Kameraden begegnen müsse.

Es ist tröstlich und erfreulich, hiebei an Garve zu denken und an seinen Streit mit einem um die Litteratur und wissenschaftliche Aufklärung unsers Vaterlandes so verdienten Mann, der auf seine alten Tage etwas zanksüchtig und ungestüm rechthaberisch geworden ist. *) Der Ton der Widerlegung, des Zweifels, der Bedenklichkeiten, des guten Raths, ja sogar der sittlichen Zurechtweisung, war der Ton weder des pedantischen Schulmeisters, noch der witzigen Damen der Halle; es war die Sprache der Humanität, die auch der be-

*) Ein Fehler, den wir in diesen Tagen der umgekehrten Welt mehr noch bei der Jugend als beim Alter antreffen.

leidigte Mensch, der wahre Achtung gegen seine eigne Würde und ein gebildetes Gefühl des Guten und Schönen in sich vereint, und dessen Gegner zum Ueberfluß so manche gute Seite hat, so manche dankenswerthe Verdienste besitzt, niemals verleugnen wird, am wenigsten wenn er Zeit hat, sich zu besinnen.

Ausflüchte lassen sich überall finden; und spricht man den Moralisten in ihrem praktischen Leben von Moral, so werden sie gewöhnlich Kasuisten. Niemand findet so leicht Distinktionen, als wer sich durch Distinktionen zu vertheidigen sucht. — Es ist eine religiöse und philosophische Höflichkeit, sich im Allgemeinen einen armen Sünder zu nennen, und das Sprüchlein: errare humanum, in Verbindung mit: homo sum, nihil humani a me alienum puto, im Allgemeinen auf sich selbst zu beziehen; aber in einzelnen Fällen wollen wir immer vor Gott und Menschen gerecht und gut gehandelt haben. Da ist keiner,

der **Unrecht thue oder irre**, auch **nicht einer!** Besonders wollen die berühmten Schriftsteller in diesem Fall das Recht der Könige haben. Das Wort eines schwachen, leidenschaftlichen Augenblicks muß in der kalten Stunde besserer Ueberzeugung durchgefochten werden, damit Ruf und Ansehn eines festen Charakters nicht verlohren gehe.

4.

Wie zuweilen in manchen andern Staatsverfassungen die Idee der großen Vater- und Kindschaft, oder die Idee des allgemeinen Glücklichmachens durch Mittel realisirt werden soll, welche derselben geradezu widersprechen, so auch in der Französischen Republik die Idee bürgerlicher Freiheit und Gleichheit. — Welcher Unpartheiische könnte wohl die gewaltsame Einziehung der Niederländischen Klöster rechtfertigen, oder mit dem System der bürgerlichen Freiheit verträglich finden! — In einem

vernünftigen und gerechten Freistaat muß man das Recht haben, auf seine eigne Hand ein friedlicher Narr zu seyn und zu bleiben, so lange man Lust hat.

Darf die Staatsgewalt dergleichen Vormundschaftshandlungen sich erlauben, so sind die Unterthanen für unmündig erklärt. Jetzt vielleicht gehören die Vormünder bei ihrer größern Macht auch zu den Weisen der Nation; jetzt vielleicht ist es Tand und Thorheit, was sie verwerfen und verbannen wollen. Aber nur die Macht bleibt dem Amte, nicht die Weisheit. Wer steht uns dafür, daß es künftig den Anstalten der Aufklärung und des Privatguten nicht eben so ergehe, wie jetzt den Instituten des friedlichen Aberglaubens. Weise oder auch so närrisch ist kein Narr, daß er, wenn er die Vernunft verfolgt, ihr nicht zuvor den Titel einer gefährlichen Narrheit gebe. — Säßen einst jene vertriebenen Mönche, die bisher in ihren

Klostermauern nur dem eine Messe sangen, der sie dort hören wollte, — säßen sie einst im Senat, so könnten sie der ganzen Nation einen Meßgesang befehlen, ohne, wenn man die Sache im Grunde betrachtet, ungerechter zu handeln, als ihre gegenwärtigen Feinde. In neuern Zeiten giebt es keine Geistes- und Gewissenstyrannei, die sich nicht eben so gut und eben so schlecht vertheidigt, als jene Klostereinziehung.

O eitles, thörigtes Unternehmen, o stolze übermüthige Ungerechtigkeit! Man will die Menschen mit Gewalt von Eitelkeit und Thorheit befreien, man will sie zur Weisheit, zur Glückseligkeit, zu ihrem Heil hinzwingen! Aber das Reich der Weisheit ist nicht von dieser Welt, und die Herzen der Menschen wollen gewonnen seyn durch Sieg ohne Schlacht.

Laßt uns Gedanken und Worte gegen Gedanken und Worte schärfen! Laßt uns durch

gutes Beispiel vom Bösen ablocken! — Schwert und Kette, und ihr, o Stöcke und Geißeln der Polizei, seyd was ihr seyn könnt, — Instrumente rechtlicher Vertheidigung; am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts darf man euch nicht mehr in der Hand der Bekehrung sehn! — — Ach, aber wir sehen euch in der Hand der Finanzen! — Diese Freiheit ist der Bettler mit dem gezogenen Degen.

5.

Gott der Vater wohn' uns bei. Ein bekanntes geistliches Lied, das der Teufel vormals, als er noch im rothen Rock auf den Maskenbällen zu erscheinen pflegte, gar nicht leiden konnte. Er gewöhnt sich aber mit schlauer Kunst an Alles, und wird Alles gewohnt, und was ihm Gift war, gebraucht er jetzt als Gegengift, so wie er denn auch den

rothen Rock mit dem schwarzen vertauscht hat, der sonst den rothen vertrieb! —

6.

Kleines Zimmer, Gemach, geheimes Gemach. Siehe die Bücher der Sprachreiniger. Kabinet paßte aber diesmahl besser in den Vers! — — Bekanntlich pflegen citirte Geister nicht gern in großen, freien Sälen zu erscheinen.

7.

Während des Betens ist das anders geworden. Wenigstens hat der neue Rektor eine große Menge Ruthen, die schon bestellt waren, wieder abbestellen lassen, wofür ihm die politischen Besenbinder eben nicht hold seyn mögen.

8.

Einen ungezogenen Liebling der Grazien! so nennt Göthe den Aristophanes. Man lese aber im diesjährigen Schillerschen Musenalmanach die Xenien, um zu finden, daß? — Göthe gar nicht gemeint hat, seinen Genieverwandten durch diesen Namen zu schimpfen. — — Der Verfasser hat keine persönliche Veranlassung, gegen den feindseligen Witz dieser kleinen giftigen Gedichte etwas vorzubringen. Er selbst ist zu unbedeutend, als daß man mit irgend einem jener Geschenke auch ihn, nach unbesorgt und froh genossenem Mahle der vorhergehenden Musengerichte, hätte vergiften wollen. In und um W** hat er die heiterste Stunde eines sonst trüben Morgens verlebt, und er glaubt in *the sogar einem von denen verpflichtet zu seyn, die ihm durch die Hand der praktischen Humanität — — doch, das will nicht ausgesagt seyn! — — —

Aber er bedauert es in der Seele aller unpartheiischen und friedlichgesinnten Menschen, daß jene unsterbliche Strafe nicht bloß den bösen Willen, den Feind der Wahrheit, den Feind der Natur, oder diejenige Verkehrtheit des Kopfs, die ohne eine Verkehrtheit des Herzens nicht möglich ist, Affektation, Prahlsucht, Eigendünkel u. dgl. getroffen hat, sondern auch den guten Willen des Andersgesinnten, des Schwachen, ja sogar dessen, der — sein Auge an ein rühmliches Ziel geheftet, mit raschem Fuß unter dem Grase und Unkraut am Wege auch wohl eine Blume niederbeugte, die darum doch nicht verwelken wird. — Er beklagt es in der Seele aller, die von den hier gemeinten verbrüderten Lieblingen der Musen und Grazien die schöne Humanität lieben gelernt haben, daß auch die Humanität zu den Dingen gehören solle, die — wie Salomo sagt — ihre Zeit haben! — Männer, die der Anerkennung ihrer Ver-

dienste bei Welt und Nachwelt gewiß sind, sollten das weiße Kleid ihrer Unsterblichkeit nicht mit den Spuren der blutigen Ueberwindung so manches wehrlosen Feindes beflecken wollen! —

II.

Ueber
eine zwiefache Hinsicht, in der ein Versmaaß behandelt werden kann.

Ein Versuch,

gewidmet der unpartheiischen Prüfung.

---

dienste der Welt und Nachwelt gewiß sind, [illegible] [illegible] Blick ihrer Unsterblich- keit [illegible] auf den Spuren der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zeichen, die [illegible]

Die nächste Gelegenheit zu diesem Versuch über die zwiefache Hinsicht, in der ein Versmaaß behandelt werden kann, gaben dem Verfasser einige Bemerkungen Herders über die jambischen Verse in deutschen Gedichten. Man findet sie im dritten Theil der Terpsichore, S. 214.

Sowohl hier, als in einem Distichon unter den sogenannten Xenien des diesjährigen Schillerschen Musenalmanachs (s. das Distichon: Jamben überschrieben) wird den Jamben eben nicht viel Rühmliches nachgesagt.

Im letzten hört man freilich nur einen witzigen Einfall, zu unheilsamer Kränkung eines

verdienstvollen deutschen Dichters im Anfall einer rücksichtslosen satyrischen Laune herausgesaugt. — —

Aber merkwürdig und von vielem Einfluß scheint mir Herders Behauptung: daß der Genius der deutschen Sprache, besonders im höhern Styl, den Jamben abhold sey, daß er wenigstens nicht, wie man oft gemeint hat, das Kleid dieser Versart seinen Gliedern besonders angemessen finde.

Herder sagt: man schlage das erste, das beste Buch, z. B. die Bibel auf, und man wird finden, daß wenig reine Jamben im natürlichen Fortfluß der Rede vorkommen.

Ich glaube, den weiter ausgeführten Sinn dieser Bemerkung (obwohl leider in flüchtigem Durchlesen) nicht falsch aufgefaßt zu haben. — Reine jambische Füße in einer langen Folge darf man nehmlich in ungebundener Rede so

wenig erwarten, als reine Trochäen oder Daktile, oder Versfüße jeder andern Gattung. Der gute prosaische Schriftsteller muß vielmehr ein solches Zusammentreffen zu vermeiden suchen. —

Aber vielleicht, daß in ungebundener Rede diejenigen Abschnitte und Biegungen, welche zu metrischen Abtheilungen tauglich sind, besser, natürlicher, dem Sinn oder der Empfindung angemessener, so sich stellen lassen, daß immer Längen den Anfang machen; vielleicht, daß also der metrische Karakter der deutschen Prosa mehr mit der gewichtvollen trochäisch- und spondäisch-daktilischen Versgattung harmonire, als mit den, in kurzen Versen hüpfenden, in langen etwas mühsam kletternden Jamben und Anapästen. — Dies ohngefähr scheint mir Herders Meinung. Daß sie mehr erörtert und ausführlicher bewiesen werde, kann der deutschen Verskunst nicht gleichgültig seyn. —

Eben derselbe Schriftsteller macht auf eine wichtige, zwar bekannte, aber in der Praxis wenig geachtete Schwierigkeit aufmerksam, womit ein deutsches Gedicht in reinen Jamben zu kämpfen hat. —

Die meisten vielsylbigen und wohlklingenden Wörter unsrer Sprache haben eine durchaus unjambische Quantität, man mag sie stellen, wie man will. Nimmt sie der Dichter auf, so thut er ihnen Gewalt an; schließt er sie aus, woher soll er oft das einzig richtige Wort, den einzig wahren, (geschweige den schönen und nachdrucksvollen) Ausdruck für seinen Gedanken hernehmen?

Noch bis jetzt kenne ich freilich kein Gedicht, (hier und dort ein kleines Epigramm ausgenommen) das durchaus in reinen Jamben geschrieben ist, und aller Wahrscheinlichkeit nach giebt es kein solches. Aber ein ähnliches Schicksal trifft die meisten deutschen Gedichte, die

nach einem bestimmten Schema von Metrum verfaßt sind. Je zuweilen überspringt der Ausdruck das Gesetzchen, unter dessen Titel die Verse stehen wollen, und die Zunge des Lesers (vom Auge geleitet) muß im voraus einen geschickten Anlauf nehmen, um es mit guter Art nachthun zu können. —

Unsre Quantität hat immer noch verschiedene Gesetzgeber: den grammatischen, logischen und ästhetischen Werth der Wörter in ihrer Beziehung auf einander. Im Allgemeinen läßt sich für Collisionsfälle wenig bestimmen, und im Besondern sind die Meinungen streitig. Es ist zuweilen sehr subjektiv: ob der Empfindungsaccent vor dem logischen und beide vor der Quantität der Wörter nach ihrem grammatischem Klassenverhältniß den Vorzug haben sollen. — Metrik und Accentik sind bei uns nur im Groben geschieden.

Es ist vielleicht eine allgemeine Bemerkung, daß uns eine und dieselbe Abwei-

chung von der Regel des Metrums nicht in jedem Gedicht gleich stark auffällt. Schon die Stelle des fremden Fußes macht darin einen Unterschied, so auch die Länge und Kürze der Verszeilen. Beim Lesen, beim eigentlichen Genusse durch den Vortrag, merkt man oft jene Abweichung gar nicht; man muß suchen, um zu finden. — Oft aber beleidigt uns eine einzige zur Versgattung nicht gehörige Quantität so sehr, daß wir das ganze Gedicht wegwerfen, und den poetischen Stümper erkannt zu haben glauben.

Wo ich nicht sehr irre, so giebt es zweierlei Arten, wie ein und dasselbe Metrum behandelt werden kann. Der Charakter und Zweck der einen verbietet mehr oder weniger die Einmischung fremder Füße; aber der Charakter und Zweck der andern erlaubt sie unter gewissen Bedingungen, und verlangt sie wohl gar.

Eine beinahe ganz vollendete Abhandlung über diesen Gegenstand ist mir vor einigen Jahren verlohren gegangen. Sollte das Wenige, was ich hier in ein Paar abgerißnen Bemerkungen darüber sagen will, nicht für ganz unstatthaft gehalten werden; so würde ich die erste sorglose Muße (wenn mir der Himmel eine solche noch aufbewahrt hat!) zur neuen und vollständigen Ausarbeitung eines vielleicht nicht unreichhaltigen Theils der deutschen Metrik anwenden.

Ein gegebnes bestimmtes Metrum kann so durchgeführt werden, daß es in allen seinen Haupt- und Nebenabschnitten, (den Versen und Cäsuren) — in den Verhältnissen der Verse zu einander und dem Correspondiren ganzer Verspartien vom innern Ohr mit Klarheit gefaßt wird, vorausgesetzt, man liest metrisch. Eine solche Behandlung verlangen ganz vorzüglich diejenigen Gedichte, welche für eine wiederkehrende Melodie bestimmt sind. — Haupt-

sächlich in dieser Hinsicht, und weil der Eindruck eines auf diese Art durchgeführten, sowohl strophischen als unstrophischen Versmaaßes, schon an sich (meinem Gefühl nach) dem Eindruck der Melodie ähnlich ist, und da ich endlich noch kein passenderes Wort finden kann, — nenne ich diese Behandlungsart die melodische.

Eine andere ist die, wenn die Regel eines Metrums als Mittel gebraucht wird, dem Numerus Einheit, den Bewegungen der Rede allgemeine Harmonie zu geben, ohne daß jedoch diese Regel im Einzelnen mit Klarheit gefaßt werden kann. Vorjetzt mag diese Behandlungsart die harmonische heißen, oder auch die freye.

Ich thue Verzicht darauf, beide Benennungen zu vertheidigen, sobald sie angegriffen werden. Genug, daß die angegebne Verschiedenheit in der Praxis wirklich schon da ist,

wenn gleich die Theorie noch wenig, oder gar keine Notiz davon genommen hat.

Es giebt jambische, trochäische und zu jeder gemischten Gattung gehörige, sowohl strophische als nicht strophische Gedichte genug, worin der Dichter das an sich bestimmteste Metrum so frei behandelt, daß beim richtigen Vortrage der unpartheiische Hörer, (dessen Ohr vom Auge nicht getäuscht wird) keine bleibende Form des Metrums zu fassen vermag. — Das Ohr kömmt zu gar keiner bestimmten Erwartung, wie bei einem melodisch behandelten Versmaaße. — Die Abschnitte der Verse sind nicht stätig, sie wechseln ihre Stellen, sie werden bald vermehrt, bald vermindert. Der Sinn der Rede, die genauste logische, ja selbst die grammatische Verbindung der Wörter leitet oder reißt den Vortrag aus einem Verse in den andern, aus einer Strophe in die andere, und erlaubt es nicht, durch Pausen oder durch Steigen und Fallen der Stimme die Verhält-

nisse und Beziehungen der Verse, und die Wiederkehr der Strophe zu bezeichnen.

Gewisse Versmaaße scheinen eine andre Behandlung nicht einmahl zu gestatten. — Hexameter im Wechsel mit sechsfüßigen Jamben würden, meinem Gefühl nach, spielend und unleidlich klingen, wenn der Dichter den sonderbaren Kontrast beider Gattungen nicht durch eine freie, aber dennoch künstliche Behandlung zu verbergen wüßte. Das Ohr muß in diesem Getränk von Tönen das Wasser und den Spiritus nicht abgesondert, oder bald diesen bald jenes durchschmecken können. Ein vielleicht gewagter Ausdruck! aber nicht mehr gewagt, als jene sonderbare Komposition, die wahrscheinlich, wenn sie von einem Neuern erfunden wäre, alle Zungen und Ohren gegen sich haben würde. —

Gedichte von beträchtlicher Länge, in denen das Metrum Eines Verses mit gar kei-

ner, oder mit geringer Abwechselung in einzelnen Füßen ununterbrochen wiederkehrt, scheinen eine freie Behandlung zu verlangen.

Bei den strophischen scheint es anders. Die Strophe hat in sich selbst Mannigfaltigkeit, und wird daher auch bei einer fortwährenden melodischen Behandlung nicht so leicht ermüden. Nur muß der Dichter bei dem Zusammentreffen der metrischen Abschnitte mit den Abschnitten der Sätze und Perioden, die letzten nicht im gleichen logischen oder grammatischen Verhältniß wiederkehren lassen. Diese Meinung wird dem Leser vielleicht etwas deutlicher, wenn er die Strophen in einem langen melodisch behandelten Gedicht etwa in Haller, Utz, Bürger, Voß nach den Interpunktionen am Schluß der Verszeilen mit einander vergleicht.

Ueber das Korrespondiren mehrer Verse und ganzer Verspartieen, über den metrischen

Zusammenklang, über die Mannigfaltigkeit des Periodenbaus bei der Einerleiheit der Strophe ohne Nachtheil für die melodische Behandlung, kann ich hier nicht ausführlich seyn. Eine genugsame Erläuterung dieser Gegenstände bleibt für die Abhandlung aufgespart, von der ich oben sprach.

Das schöne elegische Metrum ist auch strophisch, obwohl die Strophe nur aus zwei Versen besteht. Es kann in einem langen Gedicht melodisch durchgeführt werden, ohne daß wir dabei eine widerliche Monotonie empfinden. (Wo mich meine Erinnerung nicht trügt, so kann die in jeder Rücksicht unübertrefliche, große Elegie von Schiller im ersten Jahrgange der Horen zum Exempel und Beweis dienen.) Noch bis jetzt ist dieses Versmaaß auch das einzige unter den von den Alten entlehnten, auf dessen melodische Behandlung unsre Kritiker besonders zu halten scheinen, indeß wir bei andern strophischen Gedichten nicht so kritisch zu seyn pflegen.

Strophen, die aus kurzen Versen zusammengesetzt sind, oder aus solchen, deren Verhältnisse vom Ohr leicht und mit Klarheit als Regel gefaßt werden können, wollen sich durchaus mit keiner freien Behandlung vertragen.

Darf ich meinem Gefühl trauen, so ist nichts unangenehmer, als das Schwanken zwischen beiden Behandlungsarten. Leider sind davon die größten lyrischen Dichter nicht frei. Man lese richtig, und höre unbefangen, um dies zu finden. Klopstock ist davon nicht frei, besonders nicht in seinen geistlichen Liedern; *) Ramler am wenigsten; selbst Wieland nicht ganz. — Hagedorn, Uz,

*) Klopstock und Kramer (d. ä.) haben in ihren geistlichen Liedern und Gesängen dieses Schwanken in der Behandlungsart des Metrums beinahe zur Lizenz gemacht. In diesem Grad waren sie die ersten, und wo ich nicht sehr irre, so war es ihr auffallendes Beispiel, was allgemein verführte. — —

Haller sind der melodischen Behandlung treu geblieben, und unter den neuern Liederdichtern behauptet hierin Bürger eine der ersten Stellen, so wie Claudius eine der letzten.

Die Alten scheinen weniger auf eine melodische Behandlung des Metrums gesehen zu haben, als die Neuern. Sie reißen in beinahe allen ihren Gedichten (die Elegien ausgenommen) den Sinn der Rede aus einem Verse in den andern hinüber, aus einer Strophe in die andre. Es ist weniger Absicht, als Zufall, wenn in mehrern Strophen ihrer lyrischen Poesien die Abschnitte der Perioden und Sätze mit dem Ausgang der Verse, die logischen, grammatischen und ästhetischen Pausen der Rede mit den Pausen des Metrums zusammentreffen. Bei richtigem Lesen wird selten ein unbefangnes Ohr (das nicht zu hören glaubt, was bloß gesehen wird) die Melodie der immer wiederkehrenden Versregel rein auffassen können. Dunkel wird eine allgemeine metrische Harmonie aufgefaßt, keine Melodie. — —

Die

Die Neuern haben gereimt. Wenn der Reim nicht in der That kindisch und widerlich seyn soll, so darf er nur bei einem melodisch behandelten Versmaaße gebraucht werden. — Er bezeichnet die Hauptabschnitte desselben; er macht aufmerksam auf das Correspondiren und Zusammenstimmen mehrer Verse und ganzer Verspartien; ja er ist es allein, der bei unstrophischen Gedichten ohne regelmäßig wiederkehrendes Gleichmaaß und ohne regelmäßigen Wechsel von kurzen und langen (männlichen und weiblichen) Ausgängen, eine hörbare Verbindung, Beziehung und Zusammenstimmung der Verse erst hervorbringt. Bei dieser Klarmachung des Metrums als Regel würde nun auch jede Disharmonie desselben mit dem Bau der Periode klar werden. Die Periode wäre unförmlich zerschnitten und zerstückelt, und würde den innern Sinn des Hörers (wenn ich so sagen darf) in Trümmern vorüberschwimmen.

Bei allen melodischen Gedichten und bei allen, die entweder durch die Behandlungsart mehrer Verse des Anfangs, oder dadurch, daß sie in kurzen, einfachen Strophen und wohl gar in Reimen geschrieben sind, das Ohr berechtigen, eine durchgeführte metrische Melodie zu erwarten, wird unwillkührlich das Lesen ein taktmäßiges Zuzählen der Versfüße (cun grano salis verstanden) und nähert sich mehr oder weniger dem Gesange des Scandirens. Eben daher muß jeder fremdartige Fuß, ein Wort oder eine Zusammenstellung von abweichender Quantität dem Leser und Hörer auffallend und widerlich seyn. Solche Abweichungen sind hier Steine im Wege des Tänzers. Die Regel ward uns geläufig, um desto eher stocken wir bei der Ausnahme. Ueber einen Spondäus, einen Daktylus in einem sonst jambischen oder trochäischen Liede kann man selten ohne Anstoß hinweg. Die Grazien (— ◡ —) werden hier etwas gezerrt, wir mögen es wollen, oder nicht.

In Hinsicht auf *melodische* Behandlung würde es also mit vorzüglicher Strenge gelten müssen: aus jambischen (auch trochäischen) Versen alle Wörter von der Quantität: — — | — ⏑ ⏑ | — — ⏑ | ⏑ — —, so wie alle Zusammenstellungen dieser Art auszuschließen.

Aber ein *frei behandeltes* Metrum scheint (wie schon oben gesagt) dergleichen Ausnahmen hie und dort zu *gestatten*, und oft sogar zu *fodern*.

Zu gestatten: indem die Regel des Verses im Einzelnen nicht gehört werden kann, wenn richtig vorgetragen wird. (Die *Regel*, als solche, wird der Zunge nicht geläufig, dem Ohre nicht klar; die *Abweichung* in einzelnen Füßen kann also der ersten nicht anstößig, dem andern nicht widerlich werden. Man müßte scandiren, um die Ausnahme hörbar zu machen.)

Zu fordern: und zwar bei allen langen und einfachen Versmaaßen, *bei den an sich*

ermüdenden fünf- und sechsfüßigen Jamben oder Trochäen in einem langen Gedicht. —

Vielleicht könnten die Ausnahmen in der Regel mitbestimmt und ihnen dort die beste Stelle angewiesen werden, wie dies bei so vielen Versmaaßen der Alten geschehen ist, wo unter andern statt — ∪ — auch — ∪ ∪ gebraucht werden darf.

Wieland bemerkt, (ich glaube in der Vorrede zur Uebersetzung der *Horazischen Sermonen*) daß mitten unter rein jambischen Versen ein — ∪ ∪ zu Anfang der Verszeile der metrischen Harmonie des Ganzen keinen Eintrag thue, ja oft dem Ohr angenehm und erquickend sey. Und *Herder* selbst hat nicht selten in seiner *Terpsichore* mitten unter Jamben Wörter von unjambischer Quantität aufgenommen, z. B.: — — | ∪ — — | — — ∪ und — ∪ ∪, ohne jedoch dem guten (erfahr-

nen und geübten) Leser Gewalt anzuthun, oder den harmonischen Eindruck des Ganzen zu schwächen.

Bekanntlich nahmen sich die Alten bei jambischen Versen ungewöhnlich viel Freiheit in Einmischung fremder Füße. — Auch wir haben noch kein langes Gedicht in frei behandelten fünf- und sechsfüßigen Jamben, (die großen Lehrgedichte von Haller und alle strophisch wechselnden dreizehn- und zwölfsylbigen Alexandriner gehören nicht hierher) worin nicht häufig Verse vorkämen, wie folgende:

— ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
— — ◡ u. s. w.
◡ — — ◡ — — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ — — u. dgl.

So abweichend dies aussieht, und so gefährlich sich die geübteste Zunge dabei nehmen würde, wenn sie mitten unter Jamben einen der *letzten drei* Verse nach der *deutlichen Vorzeichnung lesen sollte*; so

liest sie doch oft ohne diese Vorzeichnung eben so, und thut es mit Leichtigkeit. In den meisten Fällen wird dann die Abweichung vom unbefangenen Ohre nicht einmahl gemerkt. Man schlage Lessings Nathan, man schlage die Uebersetzung der Horazischen Episteln und Sermonen von Wieland, Göthens Iphigenia und Schillers Don Karlos auf; lese unbefangen und prüfe hernach. — Jeder leidliche Vorleser wird in diesen und ähnlichen Gedichten nicht: was man bewundert, lesen, sondern: was man bewundert; — nicht: was gut ist und vollkommen, sondern: was gut ist und vollkommen; — nicht: er raubte den Genuß, sondern: er raubte den Genuß, u. dgl.

Drei auf einander folgende Kürzen sind jedoch nur dann lesbar, wenn sie nicht in Einem Worte vorkommen. Man muß entweder die beiden ersten, oder die beiden letzten an eine vorhergehende oder eine folgende Länge (wenn

ich so sagen darf) hinanlesen können, entweder: — ◡ ◡ | ◡ —, oder: — ◡ | ◡ ◡ — welches z. B. in den Worten: glücklichere Menschenalter, geselligere Paare — unmöglich ist. In Prosa lesen wir diese Worte beinahe: — — ◡ ◡ und ◡ — — ◡ ◡; in zwei Schillerschen Gedichten aber, das eine in Trochäen, das andere in Jamben, (welche noch dazu melodisch behandelt sind) sputet sich die Zunge, mit einer gewissen ängstlichen Unbestimmtheit und Losheit darüber hinweg zu kommen, und muß durch das vorherprüfende Auge gewarnt seyn, wenn sie nicht anstoßen und fallen soll.

Ich habe zuletzt von der freien Behandlung fünf- und sechsfüßiger Jamben gesprochen. Was jedoch auch hiebei der Dichter zu beobachten hat, um überhaupt den Charakter des jambischen Sylbenmaaßes und besonders den Charakter der längern und längsten Verse dieses Geschlechts im Ganzen zu behaupten, so daß

es nicht einerlei ist, ob er diese, oder eine andere, oder gar keine metrische Hauptregel im Sinn hatte, dies möchte wohl theoretisch nicht hinlänglich, noch deutlich genug anzugeben seyn. — Man lasse sich Göthens Fabel: Adler und Taube, und darauf irgend eine Horazische Epistel aus Wielands Uebersetzung vorlesen, und beobachte die Eindrücke bloß des Metrischen. In beiden herrscht das jambische Sylbenmaaß, in beiden ist es frei behandelt; bei jenem aber hat der Dichter, wie es mir scheint, keine bestimmte jambische Hauptregel im Sinn gehabt, obwohl sich vielleicht die kürzer abgebrochnen Zeilen auch in fünf- und sechsfüßige Jamben ordnen ließen. Es ist die Frage: ob dieser Unterschied vom innern Ohr bemerkt wird, ob diesem die Eindrücke des Metrischen von beiden Gedichten verschieden sind? —

Ein Paar frühere Worte über diesen Gegenstand finden sich in den Anmerkungen

zu einigen vermischten Gedichten, welche der Verfasser im Jahre 1789 herausgab, und in dessen kleinen vermischten Schriften, Erstes Bändchen 1794, S. 6-8.

Hier kömmt es mir hauptsächlich auf die Bemerkung an: daß man vielleicht bei melodisch behandelten Jamben eine falsche Quantität nennen muß, was bei der andern Behandlungsart oft nur ein abweichender Fuß heißen würde; und daß, wenn dort der Leser zu fordern hat: der Dichter solle keine Ausnahme machen, — hier vielleicht der Dichter verlangen darf: der Leser solle sich nach den Ausnahmen richten; er solle so lesen, daß das Metrum seine Dienste nur im Verborgnen thue.

Ein Fehler, für den die gern Alles umfassende Theorie einen Scheingrund herausgefunden hat, behauptet sich lange gegen die stum-

men Einwendungen eines richtigen Gefühls, und manche Unterschiede des Aehnlichen, die vom Gefühl erfaßt, und in der Praxis oft unwillkührlich, und doch mit vieler Feinheit beobachtet werden, sind wenig geachtet, so lange die Theorie keine Notiz davon genommen hat.

Wir tadeln aber bald aus theoretischen Gründen, was von der Empfindung vertheidigt wird, und verwerfen bald wieder die Theorie, wo sie mit der Empfindung im Streit ist. Es entsteht daraus ein Schwanken sowohl in Theorie als Praxis aller Künste, die mehr oder weniger für den Genuß der Sinne bestimmt sind, besonders derjenigen Sinne, welche den Gegenstand ihres Genusses nicht zu voller Klarheit bringen.

III.

Zwei Gebete

für

eine aufgeklärte und gebildete christliche Gemeinde,

mit besonderer Hinsicht auf moralisch-religiöse Bedürfnisse unsrer Zeit.

Vorrede.

Als ich noch Lehrer an der Schule für die Officiantenkinder in Neufahrwasser war *), einem sehr volkreichen Flecken, den man aber mit keiner eignen Kirche bedacht hatte, hielt ich zuweilen eine Privatgottesverehrung, wel-

*) Vor der Preußischen Besitznehmung von Danzig.

che zwar zunächst für meine größern Schüler bestimmt war, bei der ich aber auch auf die übrigen Anwesenden (die Eltern der Kinder) Rücksicht nahm. Diese bestanden größtentheils aus aufgeklärten, über Religion und Moral selbstdenkenden, kenntnißreichen und gebildeten Geschäftsmännern. Zur religiösen Erbauung dieses Auditoriums (die größern Schüler mitgezählt, *) wurden diese Gebete znerst entworfen. Hier erscheinen sie aber in einer veränderten Gestalt. Sie haben allen Bezug auf das besondere Verhältniß meiner damaligen Zuhörer verlohren, und die

*) Sie waren zu einer zweckmäßigen religiösen Erbauung durch den eigentlichen Religionsunterricht vollkommen vorbereitet.

Allgemeinheit einer Kirchenlitanei erhalten, doch so, daß sie als Gebete für die moralisch-religiösen Bedürfnisse, besonders unsrer Zeit, gelten können.

Das Publikum betrachte sie als einen geringen praktischen Beitrag zu einer möglichen Reform der Liturgie, über deren Verbesserung gerade jetzt so viel gesprochen und geschrieben wird. Vielleicht auch, daß es irgendwo eine christliche Privatgemeinde giebt, welche sich derselben zu ihrer Erbauung bedienen kann und darf. Und ist es keine Gemeinde, so sey es nur hie und da ein einzelner aufgeklärter Christ, der die Religion um der Moral willen verehrt. Erwecke ich bei diesem Empfindun-

gen und Entschlüsse, welche ich selbst hatte, als ich diese Gebete niederschrieb, oder wenn ich sie vor meinen Zuhörern sprach, so kann mich die Meinung der Andersgesinnten nicht kränken.

I. (Mei-

I.

(Meine Brüder, vereiniget euch zum Gebet! Wir beten zur Erhebung des Herzens durch die lebhafte Vorstellung von der Gegenwart Gottes, mit dem nur ein gutes Gewissen reden kann im Tone des Zutrauens, der liebevollen Ehrfurcht.

Wir beten zur Erinnerung an die Ausstattung, die unser Geist erhielt vom Vater der Geister, — die Ausstattung mit der Freiheit, mit den edeln und reichen Kräften zur Selbstbildung.

Wir beten zur Belebung unsers Willens, getreu zu bleiben der Pflicht, die das Gesetz des Heiligsten uns vorschreibt; — zur Stärkung des gesunkenen Muths im Unglück; zum Trost im Elend, wo unsre eignen Kräfte verschwunden sind; zur Befestigung des Glaubens an die Unsterblichkeit; — zur Befestigung des Glaubens an den allmächtigen Schöpfer unsers Daseyns; an den allweisen Regierer der Welt, — an unsern allgütigen Vater.)

Du heiliger Gott, höchster Gesetzgeber und Richter aller Menschen!

1.

In allen Menschenseelen sey die Erkenntniß befestigt: daß die Stimme der Vernunft deine Stimme ist.

Feurig und rein sey die Liebe zur Wahrheit! daß wir uns nicht fürchten vor der Bekanntschaft mit uns selbst; daß wir täglich in unser Inneres schauen; am Urtheil des Gewissens kein Wort verändern; sondern uns laut bekennen, welche Gestalt wir haben im Spiegel deines Gesetzes.

Feurig und rein sey die Liebe zur Wahrheit! Laß die Tochter des Himmels unserm Herzen willkommen seyn, auch ohne irdische Mitgabe; laß uns nicht träge seyn, ihr Wort zu bekennen, wo es Verläugnung ihres Lichts und Sieg des Vorurtheils wäre, von ihr zu schweigen.

Du heiliger Gott, höchster Gesetzgeber und Richter aller Menschen!

In allen Menschenseelen werde lebendig das Gefühl, daß sie Dir, Vater der Vollkommenheit, ähnlich werden können! —

Fest sey der Entschluß zum Guten, kräftig der Muth zur Tugend!

Den schweren Kampf mit unserm Fleisch und Blut, mit der Macht der Gewohnheit und dem Beispiel der Welt, — wollen wir nie, auch im späten Alter nicht, aufgeben, sondern ihn ernstlich kämpfen, in der Hoffnung, daß endlich der Wille der Vernunft siegen werde über den Willen des trotzigen oder verzagten Herzens, wie der weisere Freund durch unwandelbare Festigkeit seiner Entschlüsse, durch Rath und ehrende Aufmunterung über die Schwächen des Freundes sieget.

Das sey unser höchster Stolz, allen Lohn dieses Kampfs, allen Gewinn dieses Sieges

gering zu achten gegen die Ueberzeugung, daß wir deinen Beifall haben.

Dazu helfe uns der wahre heilige Geist, in deinem lebendigen Wort, in den Rührungsmitteln der Religion Jesu Christi, in allen veredelten Künsten, welche uns reinigen von den Begierden der niedern Sinnenlust, und die Tugend uns darstellen in ihrer Schönheit und Größe!

Du allweiser und gütiger Gott, der
Du den Menschen in die Welt schufest, daß er der Welt sich freue, daß er sich freue der Menschen seiner Gefährten und aller Geschöpfe, die Du unter seine Hand gegeben hast!

Zur Wahrheitsliebe müsse Weisheit sich gesellen; zur Strenge gegen uns selbst — Mildigkeit gegen unsre Brüder; zur Tugend — Freude!

Laß uns nicht verwechseln mit der Beharrlichkeit im Guten — unsern Eigensinn!

Fern sey von uns der thörigte Stolz, der das Sonderbare liebt und aufsucht und ihm den Namen des Bessern giebt, damit ihn die Menge bewundre, oder verfolge, und er in dieser Verfolgung sich groß dünke! — Es ist nicht genug, daß wir gering achten allen irdischen Lohn des Guten; laß uns auch nicht stolz seyn auf unser Märtherthum, auf unsre Leiden für die Tugend, sondern allein — auf die Tugend!

Behüte uns vor dem Wahn, Dir einen Dienst zu thun, wenn wir der Welt entsagen, ein freudenloses und von Vielen gehaßtes Leben führen. Das mag uns nicht ein Zeichen seyn von der Liebe des Vaters, daß seine Kinder unsre Feinde sind!

Fremde Gebrechen laß uns mit schonender Hand berühren, wenn eine drückende Hand — schmerzen, aber nicht heilen würde.

Unverletzlich sey uns der Friede eines stillen Gemüths, dessen Glaube nie mit dem Zweifel rang.

Laß uns nicht muthwillig hadern mit dem mächtigen und bösen Zeitgeist, damit unser Muth gerühmt werde. Die Wahrheit leucht' und wärme wie der Strahl eines milden Frühlings, der die Blüthen und Früchte der Erde nicht überzeitiget. Die Achtung gegen die strenge Pflicht sey verbunden mit der Liebe zu den Menschen, die schwach sind, wie wir, und mit dem Wohlgefallen an ihrer Freundschaft, so wie von Dir, o weiser und gütiger Gott, der hohe Trieb des ewigen Gewissens in unserm Wesen verbunden ist mit dem Triebe zum frohen Genusse des zeitlichen Lebens.

Zu leben auf Erden ist eine Kunst. O daß wir die Grenze nie verfehlten, wo unser Recht sich scheidet von unsrer Pflicht, damit wir nachgäben, wo wir können und dür-

fen, und unsre Beharrlichkeit einen gu- ten Ruf für sich habe.

Gieb uns Klugheit, damit wir die Pflicht uns nicht erschweren, gieb uns Klugheit, da- mit unsre Weisheit Eingang finde bei den Welt- kindern, ob diese vielleicht auf ihre Stimme merken, und unsre Weisheit zu der ihrigen machen, ehe die Eitelkeit erwacht, und ihnen entdeckt, daß sie von uns gelernt haben!

Wir selbst aber wollen begierig seyn zu ler- nen, so lange wir leben, und willig, ohne Selbstsucht und Eigendünkel zu prüfen frem- de Gedanken, die mit den unsrigen streiten; damit wir der Wahrheit dienen, indem wir suchen, was wahr ist, (auch wenn wir es hier nicht finden!) damit auch die Welt er- kenne, daß wir die Wahrheit lieben, trotz der Meinung, die mit uns erzogen ist, trotz der Lehre der Klug- und Weise-Gepriesenen unserer Zeit.

O du allwissender und gerechter Gott, der du die Herzen der Menschen kennest, wie nur jeder sich selbst kennt!

Sichre den Gedanken und Worten friedlicher Lehre eine gerechte Freiheit!

Behüte uns vor jedem aufgedrungenen Troste, — der nicht trösten kann.

Nur gegen das Unrecht bewaffne sich das Recht mit der Stärke, aber der Irrthum werde bekämpft von der friedlichen Lehre der Wahrheit.

O daß alle Gewalthaber inne würden, daß Gewalt nicht vom Irrthum erlöse! Die Ueberzeugung trotzt jeder fremden Macht, selbst der Macht des eignen Willens. Also hast du, o Gott, den Geist des Menschen geschaffen! —

Nie verlasse uns die lebhafte Erinnerung an unsre eigne Schwäche, wenn wir uns hinsetzen, zu richten über die Fehler der Brüder.

Ein Urtheil zu sprechen über das kranke Herz eines Menschen sey uns ein wichtiges und ernstes Geschäft, wichtiger und ernster, als dem Arzt die Entscheidung über die verborgenste Krankheit des Leibes.

Die Hand des Richters strafe nach dem Gesetz, das Herz des Bruders wende sich nicht von dem Gestraften.

Erhalt in uns Vertraun auf Menschenwerth und Redlichkeit und auf die stillen Fortschritte der Menschheit zum Bessern.

Im Kampf mit unsern Feinden behüt' uns, daß wir den ehrlichen Irrthum oder die falsch verstandne Pflicht nicht verwechseln mit dem bösen Willen: wir mögen streiten, aber nicht hassen, und, wenn wir unser Recht erkämpft haben, nicht verfolgen.

Fern sey von uns, daß wir verzweifeln an der Wiederkehr irgend eines verirrten Gemüths: denn auch die Stunde des Todes kann weiser und besser machen!

O du aller Wesen Anfang und Daseyn, du Herr und Regierer des Schicksals, du, in dessen Hand unsre letzte Bestimmung liegt!

Tröste uns bei den Gebrechen, bei der Noth, bei der Hinfälligkeit unsrer irdischen Natur! Bei jedem Irrthum unsrer Wahrheitsliebe, den unser Auge zu spät erblickt, bei jeder Schwäche des guten Willens, die wir entdeckten, schon da wir gesunken waren, — bei jeder Unterdrückung des Rechts von den Feinden des Rechts, oder gar von seinen irrenden Freunden, — bei allem unverschuldeten Jammer, bei einem Leben ohne Freud' und Gegenliebe — tröst' uns, o Gott, richt' uns auf, stärk uns, versöhn' uns mit uns selbst und mit unsern Brüdern — durch die Aussicht in die Welt der Vollendung, in deinen Himmel voll Tugend und Seligkeit!

Dort wird alle Uebung der edlern Kräfte, Muth und Geduld, ausdauernde Tapferkeit im Kampf mit uns selbst, ausdauernde Kraft in Ertragung jedes unbezwingbaren Uebels, oder Ergebung in das nothwendige Schicksal der Menschheit, als in deinen Willen, dort wird alle Mühe des irdischen Lebens ihre lohnende Bestimmung finden, und der thätige Schüler auf Erden — das Amt empfangen, für das er gebildet und geprüft ist. —

Herr unser Gott, wir haben uns unterwunden mit Dir zu reden, obwohl wir Staub und Asche sind! —

— — Ach, aber beim Anblick einer entkräfteten Vernunft, einer Menschenseele ohne Thätigkeit, einer Menschenseele, die keine Mühe des Lebens kennt? — — —

Sehet den Winterschnee, der die Saat vor dem Frost bedeckt, damit ihre Kräfte in einem Scheintode aufgespart werden für die Zeit

des Frühlings; wann die Lüfte des Gedeihens wehen! — Auch der verspäteten Seele, der entkräfteten Vernunft wirst du, Herr unser Gott, die Zeit ihres Blühens und Fruchttragens kommen lassen in jener Welt. —

Heilig sey uns das Geheimniß unsers Daseyns; heilig die Ahnung von unsrer letzten Bestimmung; unverletzlich der Glaube an Deine ewige Güte, an Deine Weisheit und Allmacht! Amen!

2.

(Meine Brüder, vereiniget eure Herzen zum Gebet. Wir beten nicht, um die Gottheit zu bewegen, sondern zur lebhaften Erinnerung an unsre Pflichten, unsre Trostgründe und Hoffnungen.)

Allgütiger Gott, Schöpfer der Freude, ewiger Urquell der Liebe!

Allen Menschenseelen die Erkenntniß deiner Güt' und Liebe! —

Allen Menschenherzen das tröstende Gefühl ihrer Kindschaft bei Dir! —

Kindliche Achtsamkeit auf Deine Stimme in uns, auf die Stimme des Gewissens!

Kindlichen Gehorsam gegen dein Gesetz!

Muthige und frohe Beharrlichkeit, die anbefohlne Pflicht zu erfüllen, die keinen Lohn verheißt, als den Beifall des Vaters!

Ein unumstößliches Vertrauen auf deine Vorsorge in diesem Leben!

Eine unumstößliche Hoffnung auf deine Gnade nach diesem Leben!

Darum aber ein zufriedenes und heiteres Gemüth und seine Tugend, die Menschenliebe sonder Eigennutz! Denn daran erkennen wir deine Güt' und Liebe, daß tausend Freuden an unser Daseyn geknüpft sind, und daß wir sie neu schaffen und doppelt und rein genießen können, tief im Innern der betrachtenden Seele!

Und daran erkennen wir Dich als unsern Vater, daß wir Geschwisterliebe fühlen zu

deinen Kindern, daß wir ein Herz haben, offen für die Noth der ganzen Welt, und Hände, die zu helfen willig sind, soweit sie reichen.

Du weiser und allmächtiger Gott! Du, der unsre Natur nach ihrem Vermögen, nach ihrer Stärke kennt und ihrer Schwäche, — der weiß, was dem Menschengeschlecht noth ist, und die Hindernisse zählt, die unsre Schritte beengen auf dem Wege zur Veredlung und zum Heil! Du, der Du dem Schicksal gebeutst, daß es die Herzen der Welt regiere, damit alles geschäftig sey, auszuführen den Plan deiner ewigen Güte!

O laß der Menschheit in jedem einzelnen Bruder nachgeholfen werden durch die vereinigten Kräfte der Brüder! Durch Anordnungen der Weisheit, durch Aufmunterung, durch Lehr und Muster, durch Freundschaftsbündnisse, durch häusliches Glück,

durch Rath, Trost, Mitleid und Wohlthätigkeit! —

Pflegung und Wartung jedes guten und edeln Gefühls und Ausbildung deines Ebenbildes, der Vernunft, jedem Menschen, in den niedern, wie in den höhern Volksständen.

Es sey nicht die Gleichheit in Geburt und Tod, nicht die Uebereinstimmung in Gestalt und Bedürfniß der thierischen Natur, — es sey die menschliche Würde, dein Ebenbild sey es, was wir Bruder nennen, in unserm Knecht, wie in unserm Herrn!

Kein nützliches Gewerbe belege seine Treuen mit Unehre! Kein Stand sey verachtet, Armuth schände nicht!

Nie drücke Mangel den fleißigen Arbeiter, damit er unverdrossen arbeite für sich und die Seinen, damit er häuslich leb' und Muth habe zu sparen.

Bewahr, o Gott, unser Vaterland vor der Schande, daß ehrlicher Fleiß betteln geht um Arbeit, oder daß er für den Schweiß

seiner Mühe den halben Lohn sich erflehe, wie ein Geschenk der Barmherzigkeit.

Seine Rechte kenne der Dienende, wie der Herschende, damit sie Beide ihre Pflichten liebgewinnen.

Laß uns Herren seyn und Diener, nur da, wo wir herrschen und dienen! —

Steure dem Hochmuth! erlös' uns vom Sclavensinn! — Laß uns zittern, wenn wir Uebels gethan haben, nicht wenn wir reden, was recht ist.

Behüte den Reichen vor Thorheit, behüt' ihn vor Hoffart, vor Verschwendung und Geiz.

Laß ihn nicht verwechseln das Glück seines Gewerbes mit eignem Verdienst.

Er vergesse nie, daß der verarmte Reiche dem Laster näher anwohnt, als der geborne Bettler.

Er wisse und fühle, daß der Fleiß des Armen und die Noth des Erwerblosen vor dir, Vater der Menschen, ein Recht hat auf die Güter des Ueberflusses.

Bekehr, o Gott, den unthätigen Erben fremder Güter zu nützlicher Thätigkeit, durch den Gedanken, daß er sonst vom Allmosen der Vorfahren lebe.

Jedem Freunde — einen Freund.

Weise Liebe schließe den Bund glücklichgepriesener Ehen, damit die Vereinigung der Hände die schon vereinigten Herzen offenbare.

Achtung erhalte die Liebe neu bis in die Tage des spätesten Alters.

Friede jedem Hausstande, damit die Welt von Jugend auf ihr Herz an Frieden gewöhne, damit es Friede sey auf Erden.

Der thränenvollen Sorge der Eltern ein dankbares liebevolles Herz der Kinder!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Blühende Gesundheit der aufsprossenden Nachwelt. — Behüt', o heiliger Gott, Seel' und Leib der Unschuld vor der Pest des unkeuschen Witzes.

Gieb uns Jünglinge, die sich einander durch edlen Wetteifer entflammen! —

Jungfrauen, die ihre Schönheit in Milde der Sitten, in geschäftiger Haushältigkeit und in ungeschminkter Unschuld finden! —

Hausväter, die klugen Rath, Thätigkeit und heitern Geist nicht ganz aufopfern dem Geschäfte des Broderwerbs, damit sie nicht allein die Stunden der Entkräftung, der Gedankenlosigkeit oder der übeln Laune, dem Umgang mit den Ihrigen schenken! —

Segne die Welt

in Müttern, deren freundliche Erziehung zwar von Knaben geliebt, aber einst auch vom erfahrnen und gebildeten Mann mit Thränen des kindlichen Danks geehrt wird!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Segne die Welt

in Jugendlehrern, die Muth und frohen Sinn haben, ihrer Schüler Freunde zu seyn! —

in Predigern, die für Wahrheit und Tugend auch durch Thaten beredt sind! —

in Richtern, deren Anverwandter das Gesetz ist! —

in Königen, denen es Ruhm ist, treue Diener des Volks zu heißen, dessen Rechte zu schützen ihr Amt ist. — Den glücklichen Zufall ihrer Geburt veredle ihr Leben zu einem Werk der gütigen Vorsehung! —

Ihr Volk sey unterthan einem weisen Gesetz; es gehorche ihm ohne Widerrede, und mistraue nicht selten seiner eignen Weisheit! —

Allen Bekümmerten ein Wort des Trostes von redlichen Freunden!

Allen Kranken Geduld, einen ungestörten Schlaf, Pfleg und Wartung zu rechter Zeit!

Ihren Helfern ein Herz, das die Bekanntschaft mit dem menschlichen Elend nicht unempfindlich gemacht hat!

Den Wittwen und Waisen einen Rathgeber und Vormund in dem Freunde ihres Entschlafenen! —

Rettung des guten Namens! — Schutz gegen Verläumdung! sie schleiche im Finstern, oder führe das unterhaltende Wort bei den Gastmählern des Herkommens.

Dem Hungrigen aus eilenden Händen Brod! — Dem Schmachtenden einen Labetrank! — dem Frierenden Kleid und sichre Hütte! — Wohlthaten, die nicht mit Thränen erkauft werden, — Wohlthaten, die sich der Geber nicht mit Eigenruhm verzinst, — Wohlthaten aus schuldiger Dankbarkeit gegen dich! — O du allbarmherziger Gott und Vater deiner Menschen!

Bei allem unschuldig erduldeten Leiden, bei allem unterdrückten Guten, bei jeder Schwäche der menschlichen Natur — — den hohen

Trost einer bessern Welt! — den stärkenden und seligmachenden Glauben, daß wir die Jahre der Prüfung nicht vergebens gelebt haben, daß unsre bessern Werke uns begleiten werden in der gebildeten Seele, welche sie that, in der Seele voll Liebe zu dir und den Menschen, in der Seele voll Beharrlichkeit im Guten!

Und wenn wir endlich die letzte Prüfung bestehen sollen, so wähle Du ein Stündlein für uns, wo Angst und Schmerz uns verlassen, ein Stündlein des Vorgefühls der Freiheit, und laß uns scheiden von den Unsrigen wie ein Mann, der wohl weiß, wohin er seinen Weg nimmt, wie von seinem Geschwister ein Bruder, der zum Vater gehet, wie ein Freund von Freunden, die neben ihm wohnen sollen im Lande der Heimath, wenn sie vollendet haben ihr Geschäft im Lande der Fremde! — Amen! —

Duldung angebohrner Ketten,
Die allein der Tod zerbricht!
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Ueberm Grabe Sonnenlicht!

Christen, alle Todten leben! —
Die uns hier des Schicksals Hand
Aus der Liebe Armen wand,
Wird die Gruft uns wieder geben!
Dort sey jede Seele rein,
Um des Himmels werth zu seyn!

Eine heitre Abschiedsstunde,
Sanften Schlaf im Leichentuch,
Brüder, eines Vaters Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

IV.

Ueber

Bilder und bildliche Vorstellungen des Todes

und über

einige damit verwandte Gegenstände.

In Form einer Rede.

Es sey mir erlaubt, m. H., bei einem Fest, das dem Andenken an einen Gestorbenen bestimmt ist, Sie mit einigen Gedanken zu unterhalten: über Abbildungen und bildliche Vorstellungen des Todes, und über einige damit verwandte Gegenstände.

Wieviel vermögen die Bilder der Phantasie auf das Herz! Sie sind gleichsam der Text von den Tönen unserer Gefühle, aber durch die Natur selbst zu einem harmonischen Ganzen verbunden. So wie der Leib auf die Seele, und wieder die Seele auf den Leib wechselseitig einwirken; wie es oft hell wird in unserm trüben Gemüth, wenn dem gleich trüben Auge

der entwölkte Himmel entgegen lacht; wie die klagenden Töne eines weinenden Adagio den sanften Ernst zur Freude eines muntern Zirkels gesellen; und wie ein lichter oder finsterer Gedanke auf unserm Gesicht, wenn ich so sagen darf, hellen Tag oder trübe Nacht werden läßt: so harmonisch wirken in der Seele selbst, so zerstören sich, oder bringen sich wechselseitig hervor die Bilder der Phantasie und die Gefühle des Herzens.

Wir erinnern uns an unsere Kindheit. Ort und Zeit, wo wir die erste Bekanntschaft mit einem Gegenstande machten, so manche durch den Zufall oder durch die Absicht anderer damit verbundenen und in uns erweckten Nebenideen, oft ein bloßer Nahme, ein Wort — gaben diesem Gegenstande in unserm Gemüth eine Gestalt, eine Farbe, die vielleicht in spätern Jahren vor dem Strahl der prüfenden Vernunft in den Schatten, in den Hintergrund der Seele sich verlohren, aber auch von dort

aus still und sicher wirken, und in den Stunden der Empfindung, gleichsam in den Mondabenden des Gemüths, hervorglänzen, und den Charakter der ganzen Gedankengegend, so wie unser Herz zu Freude und Kummer, zu Liebe und Abneigung, zu Furcht und Trost bestimmen.

Sollen diese Empfindungen zu gewissen Zwecken sich ändern; so ist dazu wahrlich der bloße Wille der Vernunft nicht mächtig genug. Die Vernunft kann uns z. B. Kraft und Muth geben, auch das Grausenhafte zu umarmen, aber mit Grausen.

Es sind nur zwei Arten jener Verändrung denkbar. — Man muß unmittelbar auf das Gefühl wirken. Hierher gehören die Wirkungen der Musik, besonders der textlosen. Es läßt sich für den Augenblick ein Gefühl durchs andre aufheben. Der Sturm der von außen gewirkten Empfindung treibt gleich-

sam eine Staubwolke über das Bild, das vorher in der Seele herrschte. Die Phantasie erblickt verworrne, einander durchkreuzende Gestalten, von denen sie keine zu fassen, noch fest zu halten vermag; eine fliegt über die andre hin! — Mit jenem Tosen im Herzen harmonirt dann der wilde, gleichsam im Fluge untergelegte Text. — So geht ein Heer von schwachen, im Leben furchtsamen Menschen unter Pauken-, Trommeln- und Trompeten-Schall und unter dem majestätischen Donner der Kanonen mit wilder Lust in den blutigen Tod! —

Von andrer Art, langsamer, aber auch dauernder, ist die Umwandlung einer sonst herrschenden Empfindung vermittelst der Phantasie. Seine Gestalt, seine Farbe muß der schreckende Gegenstand ändern, er muß sich in eine freundliche Hülle verschleiern, damit das Herz bei seiner Umarmung weniger erzittere; damit uns zu Thränen rühre, was

bisher uns ängstigte; damit uns tröstlich werde, was bisher unser Kummer war; damit uns sogar Muth gebe, was sonst uns erbeben machte.

Zum Glück für den Menschen läßt sich in der That jeder Gegenstand unsrer Empfindung nicht bloß vom Verstande aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, sondern auch von der Einbildungskraft in ein verschiedenes Licht stellen; und es kömmt alles darauf an, daß wir das bessere Bild in den Stunden der Rührung auffassen, es dem Gemüthe einprägen, wenn dieses durch irgend eine sanfte Empfindung offen und weich ist, und daß wir uns oft zur stillen Beschauung jenes Bildes gleichsam in uns selbst verschließen.

Ist das Bild freundlich, so finden wir schon eine natürliche Neigung, es mit Innigkeit zu betrachten, in uns vor. Die Phantasie drückt die Form aufs Herz, und das Herz,

wenn ich so sagen darf, drückt gegen, und macht das Gepräge tief und dauernd: da es bei Vorstellungen des Schreckens und der Furcht mächtig widerstrebt, und dem Stempel zu entgleiten sucht, oft freilich, ohne es zu vermögen. — Ich rede hier vor Männern, die Bekanntschaft mit ihrem Innern haben, und die mich verstehen.

Man sagt: der Mensch habe sein Glück, seine Ruhe, seine Zufriedenheit in Händen; Phantasie und Herz seyen die Quellen seiner Freuden und Leiden; und wenn er beide zu lenken versteht, so könne er aus der Welt umher sich ein Elysium schaffen. —

Ich will bei den Voraussetzungen oder Bedingungen nicht verweilen, unter denen dieser Ausspruch eine große, heilbringende Wahrheit enthält, die wir doch gemeinhin nur dann im Munde führen, wenn wir über die Unzufriedenheit eines Fremden urtheilen, wenn

wir einen Andern, als uns selbst, belehren, ermahnen oder trösten.

Es ist gewiß, daß es tausend Lagen des Lebens giebt, wo es aller Kunst und Weisheit unmöglich wird, durch irgend ein freundliches Bild, irgend eine tröstende Nebenidee, den mächtigen Eindruck der traurigen Wirklichkeit aufzuheben, oder auch nur zu mäßigen. Und eben so gewiß giebt es Fälle, wo selbst die Weisheit eine solche Gegenwirkung verbietet; wo wir die Dinge sehen und betrachten sollen, wie sie sich uns darstellen, wo wir mit Bedacht und Fleiß jeden schönen Zusatz der Einbildungskraft von der ungeschminkten Erfahrung absondern, und diese aus dem Schimmerlichte freundlicher Täuschung mit aller Mühe hervorziehn müssen, auch wenn sie dann in ihrer wahren Gestalt uns erschreckt und ängstigt.

Aber da, wo der Mensch in der Hinfälligkeit seines irdischen Wesens der unbezwingbaren

Obergewalt der Natur, und dem unbiegsamen Eigenwillen des Geschicks sich unterworfen fühlt, da erlaubt, da räth die Vernunft, die Schrecken der Wirklichkeit mit Bildern des Trostes und der Hoffnung zu bekleiden, zu verhüllen; die Fessel der strengen Nothwendigkeit mit Blumen zu umwinden, und so das sonst widerstrebende Herz zu leiten nach seiner Weise.

Die Vernunft darf dies erlauben, sie darf dies rathen, denn sie selbst ist überzeugt, daß jene Abhängigkeit des irdischen Menschen von der Gewalt der Natur und des Schicksals nur Bedingung seines gegenwärtigen Daseyns, nur Felsen und Steine im Wege sind, woran seine Kraft sich üben, die er mit Geduld umgehen, oder an denen er anstoßen soll, ohne zu fallen. Sie sind nicht sein Ziel, sie sind die Krümmungen der Bahn; nicht die Bestimmung seines Lebens, sondern die Disciplin der Schule für den Himmel, in welchem unser Amt uns erwartet! Selbst der Tod,

die-

dieser letzte und entscheidende Beweis von der despotischen Obergewalt der Natur über das, was an unserm Wesen der Erde angehört, — ist im Auge der glaubenden Vernunft eine bloße Täuschung. Sie sieht in ihm eine Verwandlung des Zufälligen, um das Wesentliche auf die Stufen eines höhern Daseyns zu führen.

Hier eröffnet sie der geschäftigen Phantasie ein weites Feld, um, nach dem Bedürfniß des Herzens, die freundlichsten Gegenden zu erschaffen; die bessere Welt, die der träge Sinn nicht erreicht, in idealischer Schönheit sich vorzubilden; die edelsten Wünsche, die tröstendsten Hoffnungen hier zu befriedigen, und von da her ein sanftes Licht auf die dunkeln Wege des Lebens zurückstrahlen zu lassen. Mit Einem Wort: hier ist der Religion für Phantasie und Herz von der Religion der bloßen Vernunft ein großer Schöpfungs- und Wirkungskreis angewiesen. Hier dürfen wir keinen Irrthum fürchten; das trö-

stendste Bild wird das wahrste seyn: und finden wir einst, wie es denn geschehen wird, daß alle Bilder des sinnlichen Glaubens das, was sie darstellen sollten, nicht erreicht haben; so finden wir es zwar anders, als wir träumten, aber auch besser! Denn freilich: kein Auge hat gesehn, kein Ohr gehört, in keines Menschen Ahndung ist es gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben! —

Es erfordert viel Muth und eine seltene Kraft der glaubenden Vernunft, den Tod in seiner schrecklichsten Gestalt zu verachten; aber warum diese Verachtung, diese Bitterkeit des Gemüths gegen eine Erscheinung, die, in einer freundlichen Hülle, der Gegenstand sanfter und durch ihren möglichen Inhalt heilsamer Rührungen werden kann.

Es ist bekannt, m. H., wie die Alten den Tod gebildet haben. In der schönen Gestalt des Genius der Liebe, eine um-

gekehrte, erlöschende Fackel in der Hand, lehnt er sich an die Urne der Grab- und Gedächtnißmähler.

Bei unsern hellern fröhlichern Aussichten über das Grab hin ist doch unser gewöhnliches Symbol des Todes, die grausenhafte, ja die widerliche Gestalt eines drohenden Gerippes, eines entfleischten Menschen. Der trauliche Name: Freund, den ihm ein bekannter Dichter giebt, wie wenig paßt er auf diese Gestalt ohne Herz, ohne Gefühl! Das Stundenglas und die Sense in der knöchernen Hand erschrekken und ängstigen. So schaut er von den Denkmählern unsrer Entschlafenen, selbst von den Mauren und Pfeilern unsrer Tempel hinab, wo wir Freudigkeit im Sterben predigen, und uns zum Glauben begeistern an den ewigen Tag einer neuen Welt, der auf die kurze Nacht des Grabes folgt.

Der Tod, als Erscheinung in der Wirklichkeit, so wie wir ihn wahrnehmen, wenn

wir selbst noch leben, ist freilich in jenem Schreckensbilde genauer getroffen. Dies Symbol ist ein getreues Abbild seiner zerstörenden Wirkung; aber eben diese Wirkung empört!

In der schönen Gestalt, die ihm die milde Phantasie der Griechen gab, ist nicht der Anblick des Todes oder gar der Verwesung, sondern das Sterben gefaßt; hier ist das sanfte Verlöschen des Lebens abgebildet, so wie es vom innern Sinn des ruhig Sterbenden mag empfunden werden, wenn der empörte Körper endlich der Ohnmacht naht, und keine Gewissensangst die stille, in sich zurückgekehrte Seele quält.

Dem längern Anschaun dieser Gestalt widerstrebt unser Herz nicht; und welche sanfte, den Frieden des Lebens begünstigende Gefühle und Wünsche können sich zu dieser Beschauung gesellen; schon genug, wenn sie einen an sich

noch unbestimmten, milden Ernst wirkt, der für Trost, Hoffnung und gute Entschlüsse empfänglich ist, und dem unsre Vernunft einen großen Inhalt geben kann. —

Wie ganz anders aber sind unsre Gefühle beim Anblick des Bildes der Verwesung! Welcher Inhalt, der für das Leben heilsam wäre, verträgt sich mit dem Entsetzen und der Angst, wenn diese, wie es hier der Fall ist, von einer Erscheinung gewirkt werden, gegen die nichts waffnen, nichts erretten kann? — Diese drohende Gestalt — droht vergebens; sie wird doch, sie muß uns ereilen. Ihr Drohen kann uns nicht warnen; aber es ängstigt im voraus, es will uns das Schicksal unsrer gefühllosen Glieder im Grabe wo möglich schon im lebenden Leibe empfinden lassen.

Zu dieser Abbildung des Todes stimmen auch einige unsrer Begräbnißplätze, die dunkeln Gewölbe, die Kerker, wo wir die Abge-

schiedenen dem Zugang der Lebenden verriegeln, die schauerlichen, dumpfen Mauern der Tempel, die zugleich Todtengrüfte sind. Hier liegt Mitternacht auf den Särgen, oder es schleicht ein matter Tag über die Gräber hin. Hier weht kein Lüftchen des Frühlings; der Odem der Verwesung haucht aus den geborstenen Leichensteinen, die durch eigne Kraft sich nicht erneuen, die uns erinnern an die alles zerstörende Zeit, nicht an die wiedergebährende Natur. Hier wächst, hier gedeiht nichts Erfreuliches, kein Blümchen, kein Halm; leblose Massen liegen auf den Leblosen, und die Gestalt des Menschen geht über in das Formlose und Todte, womit sie umgeben ist.

Aehnliche Vorstellungen, ähnliche Empfindungen werden auch durch unsere Leichen- und Trauerfeste erweckt. Beinahe alle ihre Ceremonien sind Zeichen eines erlittenen Unglücks, eines großen Jammers, oder gar der in sich gekehrten Verzweiflung. — Und obwohl die

Welt, die nachbleibenden Freunde und Genossen durch den Tod eines bidern Mannes, eines guten Weibes immer viel, es sey merklich oder unmerklich, verlohren haben: so sagen wir doch nicht allein: wir betrauern unsern Verlust, wir betrauren die Welt; sondern auch: wir klagen den Gestorbnen, den Todten, ihn und uns, das traurige Schicksal der hinfälligen menschlichen Natur, unser eignes Schicksal, an das wir mit erschütternder Lebhaftigkeit erinnert werden. —

In Wahrheit, der Gedanke an die Schrekken des Todes und der Verwesung, und alles, was diese Schrecken sogar durch Hülfe der Kunst vermehrt, hat noch nie einen heilsamen Einfluß auf unsere Gesinnungen, auf unser Leben gehabt. Entweder erliegen wir diesen Vorstellungen und Gefühlen; sie machen uns düster und schwermüthig, sie machen uns das Leben schrecklich, und zuletzt werden wir träg und gefühllos; oder, welches der gewöhnliche Fall ist,

die geängstigte Seele widerstrebt mit Macht; sie stößt dieses und jedes andere Bild und jeden andern Gedanken des Todes mit einer Art von Schnellkraft zurück. Sie sucht sich gegen ihn zu verhärten, sie betäubt sich, sie stürzt sich jeder zerstreuenden Lust in die Arme; und wenn wir es auch nicht deutlich denken, so handeln wir doch so, als ob es unser Wahlspruch wäre:

Genießt, genießt die Gegenwart!
Im Freudentaumel find' uns der Tod!
Genuß betäubt Erinnerung und
Furcht!

Es ist eine alte, aber wahre Bemerkung, daß das Gräßliche ans Lächerliche gränzt: nicht in den Gegenständen selbst, nicht in dem, was diese allein auf uns wirken; aber in der Beschaffenheit unserer Seele, in der Unmöglichkeit, den Eindruck des Gräßlichen auszuhalten. Das Herz macht einen Sprung in seinen Gefühlen, es rettet sich von einer Gränze auf

die entgegengesetzte. Wo nun zwar der Gegenstand so wahr ist, wie bei dem Anblick der gräßlichsten Gestalt des Todes, da gelingt diese Flucht nicht ganz. Aber eben darum wendet die Seele den Blick hinweg, oder zwingt und übt sich, ohne Gedanken und ohne harmonirende Empfindung, bloß mit dem leiblichen Auge diese Bilder anzublicken, damit in ihr selbst keine Spur zurückbleibe, wenn das äußere Bild verschwunden ist. Wir gehen hinter dem Sarge, und wir suchen uns durch Gespräche über Dinge zu zerstreuen, die mit diesem so feierlichen Gange keine Gemeinschaft haben; wir kommen von einem Leichenbegängniß, wir haben ein Trauerfest geendet, und wir zwingen uns, zu thun, als ob wir von irgend einem alltäglichen Geschäfte zurückkehren, als ob wir irgend ein Gespräch über gleichgültige Dinge angehört hätten.

Wie wenig fromme Entschlüsse, wie wenig solcher Gedanken, wie diese: »Laßt uns den

»Lebenden Gutes erweisen; wenn
»sie todt sind, wünschen wir verge-
»bens, ihnen wohl zu thun! — Achte
»und liebe die Verdienste der Leben-
»den bei ihren Schwächen; am Gra-
»be hast du diese vergessen, und daß
»du jene verkanntest, wird dich drük-
»ken! — Mache dir deine lebenden
»Freunde täglich neu und werth, da-
»mit du nicht erst nach ihrem Tode
»zu spät entdeckest, wie viel du an
»ihnen hattest! — Sey willfährig
»deinem Widersacher, weil du noch
»mit ihm auf Einem Wege bist, denn
»der Todte kann dir die Rechte nicht
»mehr zur Versöhnung darreichen!«
— wie wenig solcher Entschlüsse beschäftigen
uns, und verwandeln unsre Betäubung oder
unsere Kälte in eine heilsame Rührung, wenn
wir am Grabe stehn, und die Leiche unsers
Freundes oder Feindes hinabgesenkt wird.

So lange uns bei dem Gedanken an den Tod immer nur Schreckensbilder umschweben, treiben wir ihn von uns, und wollen auch das Gute nicht, was er uns geben kann; wir wollen kein Geschenk aus der Hand eines Skelets.

Aber wahrscheinlich erwachen hernach alle Schaudergestalten des Grabes mit neuerer und desto größerer Lebhaftigkeit, wenn sich die Stunde des eigenen Sterbens naht. Der Lebende hat die Erfahrung des Sterbenden noch nicht gemacht; wir können nur ahnen, wie entsetzlich dann jene Gestalten seyn mögen, — und wir unterdrücken diese Ahnung! —

Ich bin überzeugt, m. H., daß ich hier vor und zu Männern spreche, die von der Welt jenseit des Grabes nicht verlangen, sie soll sich disseit des Grabes mit leiblichen Augen anschauen lassen, um uns ihr Daseyn zu beweisen. Nicht auf eine und eben dieselbe Art

kann der Mensch von dem Wahren für die Sinne, und von dem, was allein für den Geist wahr ist, überzeugt werden. So wie es thöricht wäre, zu verlangen, daß sich der Wohlgeruch einer Blume nicht bloß vom Sinn des Geruchs, sondern auch vom Auge möchte wahrnehmen lassen, oder daß umgekehrt die Farbe der Rose auch durch den Duft erkannt werde; eben so thöricht ists, bloß darum die Gründe des Glaubens an die Fortdauer nach dem Tode für trüglich zu halten, weil keine Erscheinung aus der unerscheinbaren Welt unser Daseyn nach dem Tode in eine Erfahrung vor dem Tode verwandelt.

Ich darf voraussetzen, m. H., daß wir alle ein höheres Gut kennen, als die schönsten und herrlichsten Güter der Erde, die sich am Ende bloß auf Genuß für unser sinnliches Individuum beziehen, obwohl auch diese des Wunsches und der Arbeit eines Erdenpilgers werth sind. Jenes höhere Gut ist uns

das Pfand der Unsterblichkeit! — Erlauben Sie mir eine nähere Auseinandersetzung dieses Gedankens.

Es giebt eine Unruhe in unserm Geist, die durch die Befriedigung unsrer sinnlichen Wünsche nicht aufhört. So sehr uns die Freuden dieser Welt anlocken, so mögen wir sie doch nicht um jeden Preis erkaufen! Wir stehen an, auf jedem Wege, den die Weltklugheit empfiehlt, begütert, vornehm und mächtig zu werden; wir wollen glücklich, aber wir wollen auch gut seyn. Eine erhabene Unzufriedenheit mit uns selbst bestraft uns, wenn wir auf Kosten der Wahrheit, der Treue, der reinen Menschenliebe, kurz, wenn wir durch Uebertretung der Pflicht auch den sichersten zeitlichen Vortheil gewonnen haben. — Wir finden ein anders, ein höheres Gesetz in uns, als die Maximen des Egoismus, wobei wir bloß Zwecke der irdischen Welt im Auge haben! Wir erkennen eine allgemeine Bestimmung, eine all-

gemeine Aufgabe in uns, würdig zu leben einer andern, einer höhern, einer bessern Welt, die uns hier nur in einem idealischen Bilde vorschwebt.

Freilich die Sinnlichkeit, Fleisch und Blut fühlen es drückend, diesem Gesetz zu gehorchen, und für ein Ideal der Vernunft, das in seiner Reinheit sie nicht interessiren kann, einen gegenwärtigen Genuß aufzuopfern.

Aber so drückend sie es immer fühlen mögen; jenes Gesetz, jenes idealische Bild beweist sein Daseyn, seine Kraft! —

Es beweist sie in verschiedenen Karakteren, und bei verschiedener Gelegenheit auf eine verschiedene Art.

Oft bloß durch eine träge Klage über das Böse in der Menschenwelt. (Leider, sagt man, leider, die Welt verkennt den Redlichen, und läßt den ehrlichen Mann zu Grunde gehen!) — Oft durch einen

eben so trägen doch unbesiegbaren Wunsch nach dem Bessern. (Ach, ruft man, daß es möglich wäre, sich nie einen Schritt zu erlauben aus dem schmalen Wege der strengen Gerechtigkeit; daß es möglich wäre, keinen Becher irdischer Freude zu leeren, über den unser Gewissen nicht den Seegen gesprochen hat! —) Oft durch allgemeine Forderungen an die Menschen überhaupt. (Wahrheit, Treue, Rechtschaffenheit soll geachtet seyn von den Mächtigen und Klugen, wie von den Schwachen und Einfältigen, von einer ganzen Nation, wie von dem einzelnen Mann, von dem Bewohner entfernter Weltgegenden, wie von unserm Nachbar und Mitbürger. Alle Politik soll ehrlich seyn!) — Oft durch Zutrauen zur wirklichen Herrschaft jenes Gesetzes in den Seelen Andrer. (Wir suchen einen treuen Diener, wir suchen einen treuen Freund, auch wenn wir thöricht behaupten, daß beide ein Traum sind!)

— Oft durch unbezwingbare innere Verachtung, womit wir auf den vollendeten Sklaven der Sinnlichkeit hinabschauen, auf den Bösewicht, den glücklichen wie den unglücklichen, den wir fürchten und den wir nicht fürchten. — Oft durch intressefloses Wohlgefallen an dem seltenen Großen und Guten in fremden Handlungen, durch Achtung einer fremden Selbstverleugnung, eines wahrgenommenen Sieges der Tugend über den mächtigen Reiz des sinnlichen Lebens. (Heilig ist uns das erduldete Uebel, und der Krieg und der Tod der Mitwelt für Recht und Frieden der Nachwelt, auch wenn wir selbst in diesem Kampf uns keine Rolle wünschen!) — Oft endlich beweiset die höhere Bestimmung des Menschen ihr Daseyn durch unsre eigne Reue, durch Selbstvorwürfe über die verletzte Pflicht!

Es kömmt ein stiller Augenblick, es kömmt eine Stunde, wo der Mensch mit Unpartheilichkeit über sich selbst zu Gerichte sitzt. Die Stimmen der Neigungen und der Begierden übertönen nicht mehr die Stimme der Vernunft; jede Entschuldigung wird gehört, aber sie besteht nicht vor der Prüfung des Richters! Das Urtheil lautet: Du solltest die Welt überwinden, und siehe, die Welt hat dich überwunden! Du solltest auf Erden für den Himmel leben, aber du hattest die Erde zu lieb! —

In jenen Klagen, jenen Wünschen; in der Forderung, daß in allen Menschenseelen das Gute herrschen solle; in dem Zutrauen, daß es herrschen könne; in der Verachtung dessen, der von dieser Forderung sich losspricht, und dieses Zutrauen täuscht; im Beifall, den die Vernunft jedem wahrgenommenen oder geglaub-

ten Triumph des Guten darbringt; in dieser Reue, in diesen Selbstvorwürfen, daß nicht auch wir jenes Beifalls würdig sind: — schon darin gehen wir über die Bestimmung hinaus, welche die Sinnenwelt dem Menschen geben kann, durch Leid und Freude, durch Vortheil und Schaden; schon hierdurch bekennen wir (auch wenn wir selbst uns nicht darüber erklären könnten) daß Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, mit Einem Worte, Rechtschaffenheit, den Vorrang haben vor allen irdischen Zwecken, daß es ein höheres Ziel für den Menschen giebt, als die Güter des zeitlichen Lebens, — eine Vereinigung aller Menschen durch Tugend, ein Reich des Guten, ein allgemeines Reich Gottes.

Selbst der raisonnirende Sinnenmensch widerlegt auf diese Art die Alleingesetzgebung und Alleinherrschaft der Sinne. Fleisch und Blut haben ihm das nicht offenbaret; Fleisch

und Blut begehren, was ihnen wohlthut, und hassen alles, was die Güter ihres Genusses vermindert, oder die Art des Genießens beschränkt. Wider seine Absicht hebt sich also der Selbstling durch seine Wünsche, Klagen und Forderungen über sein Vorurtheil gegen die Menschheit, über seine eigene Schande. Er ist mehr, als er glaubt. Er kann mit dieser Welt seine Rechnung nicht abschließen, auch wenn er es will. Es ist und bleibt etwas in ihm, dem die Erde mit allen ihren Schätzen nicht genug thut! Ihn quält das Bild einer bessern Welt, das ihn erfreuen und dessen Wahrheit er annehmen müßte, wenn er von der Aufgabe, ihm als seinem höchsten Ziele nachzustreben, bei sich selbst überzeugt wäre, wenn er Muth faßte, für dasselbe zu leben, zu kämpfen, zu dulden!

So belehrt er den Andern, ohne selbst weiser zu werden. Er ist für uns eine Mitbegründung des Glaubens an den

Himmel, nur er weiß es nicht, oder mag es nicht wissen.

Heil aber dem Mann, der für die höhere Natur seines Wesens das Auge nicht verschließt, der das Daseyn der moralischen Aufgabe in sich, nicht nur unwillkührlich bekennt, wie der raisonnirende Egoist, (denn das muß er) sondern, der von ihrem Daseyn überzeugt ist, der es weiß, daß gut werden, gut seyn, die Befriedigung aller irdischen Wünsche unter sich hat, der es weiß, daß diese Bestimmung die einzige unserer Natur ist, die sich in ihren Würkungen selbst nicht zerstören kann, sondern ihr Ziel in der Unendlichkeit sucht. Man genießt endlich genug, man genießt zum Uebermaaß, zum Ekel; aber nie ist man genug oder zum Uebermaaß gut gewesen. Die Genußfähigkeit wird zerstört durch Genuß, der Leib mit allen seinen Kräften lebt sich, im eigentlichsten Sinn, zu Tode: aber die Forderung

gut zu seyn, bleibt nach tausend Proben, die wir uns selber über unsern guten Willen gegeben haben, immer dieselbe, immer in gleicher Kraft, und findet in keiner einzelnen guten That und in keiner Summe von guten Thaten ihre Befriedigung. Das Gute ermüdet den Guten nicht, es stärkt ihn, es erweckt neues Gute, und wir sollen gut seyn ohne Aufhören, in die Ewigkeit hin! —

Heil, sag' ich, dem Menschen, der seine höchste Bestimmung so erkennt; Heil ihm, wenn er dann aus freiem Entschluß der Erhabenheit seiner sittlichen Natur würdig gesinnt ist, würdig zu leben trachtet, und an seinem Theil, so viel er vermag, an der Einführung des Reiches Gottes schon auf Erden arbeitet. — Seine Rechnung ist nicht bloß in Gedanken mit dieser Welt nicht abgeschlossen; er hat wirklich für die bessere Welt etwas gethan; für sie hat er entsagt, ge-

duldet, gekämpft, in sich selbst, mit sich selbst! Schon hier hat er angefangen, in ihr zu leben; er empfindet den Vorschmack des Himmels in der Zufriedenheit mit sich selbst, mit seinem täglichen Besserwerden, mit seinem beharrlichen Gutseyn, — eine Zufriedenheit, die durch kein irdisches Glück erhöht, durch kein Unglück niedergebeugt wird, eine Zufriedenheit, die seinen innern Sinn still und rein erhält und ihn das ferne Ziel seiner Arbeit in voller Klarheit erblicken läßt, das Reich, wo die Tugend allgemein und in Ewigkeit gilt, was sie gelten soll, wo sie nicht nur Gesetze giebt, sondern nach diesen Gesetzen richtet und herrscht, und der Würdige nach dem Maaße seiner Würdigkeit seelig ist.

Außer sich sucht er nun keinen Beweis von der ewigen Fortdauer dessen, was in ihm gut ist; sein eignes inneres Leben ist ihm der einzige, und ist ihm genug. Den Blick zur Gottheit spricht er getrost: Du hast mich

gesandt, und ich gehe deinen Weg! Ich arbeite für dein Reich; laß mich arbeiten, daß es komme; laß mich arbeiten, daß es bleibe! Ohne mich ist auch dein Reich nicht! Du nimmst mir das zeitliche Leben, du nimmst mir die Erde, den Boden, auf dem ich arbeite; gieb, (ich rede menschlich) gieb mir einen andern Raum, gieb mir ein anderes Land, wo dein Reich mit mir und ich in ihm seyn und bleiben könne! — Unendlich soll ich gut seyn; ich will's, ich beginne; und so erwarte ich von dir die Unendlichkeit! —

Dies, m. H., sind die Gründe des Vernunftglaubens an unser Daseyn nach dem Tode. Dieser Glaube steht und fällt mit der Tugend.

Eben deswegen setze ich sein Daseyn und Leben bei allen hier anwesenden Bidermännern voraus, und kehre zu dem Hauptgegenstande meiner Rede zurück.

Für die Vernunft ist ihr eigener Glaube genug; aber er hat keine Gestalt, an die sich unser Herz anschmiegen könnte. Er ist ein leeres Blatt, ein unbebautes Feld für die Phantasie. Diese dürstet nach Bildern, sie sehnt sich nach einer Erscheinung aus der unerscheinbaren Welt.

Es bleibt denn doch der Tod auf der Erde! In der Stunde des Denkens durchblicken wir seine Täuschung, aber nicht in der Stunde des Empfindens. Für die Sinnlichkeit und nur für sie darf und muß sein drohendes Angesicht bedeckt werden; seinen natürlichen Blick kann sie nicht ertragen, denn freilich, er ist ihr Feind! — In diesem Stück geht es uns allen, wie manchem aufgeklärten Mann, der die abergläubischen Vorurtheile seiner Jugend verlacht, und doch im Dunkeln keine Schreckgestalt sehen mag. Er verändert lieber den zufälligen Stand oder die Lage des Dinges, das ihm ein schreckhaftes Bild, oder

hängliche Nebenideen aufdringt. Eine andere Stellung, eine Decke über den Gegenstand beruhigen ihn. —

Der Tod ist eine Täuschung! Davon freilich müssen wir zuerst überzeugt seyn. Dann aber hindert uns nichts, eine Täuschung durch die andere aufzuheben, die furchtbare durch eine tröstliche!

Wir dürfen den Tod verkleiden, wir dürfen in unsern Bildern von ihm seine natürliche Gestalt vergessen, und Phantasie und Herz durch Kunst mit ihm vertraut machen.

Der Vernunftglaube an unsere ewige Fortdauer ist der feste, der sichre Boden, auf dem die sinnliche Religion ihre grosse, für die irdische Ruhe des sinnlichen Menschen so wichtige Rolle spielen darf. —

In die erhabne Idee einer Welt des Guten, in diesen großen aber leeren Umriß, mag

die Hand der begeisterten Religion die reinsten, edelsten Freuden des Lebens hinmahlen, und die kühne Zeichnung der Vernunft durch eine lebhafte Farbenmischung auch für die Sinnlichkeit zu einem schönen Gemählde vollenden.

Jenes Leben erscheine dem innern Sinn als ein zweites Eden. Eine paradisische Natur liege vor dem verklärten Blick. Hier blühe keine Blume, die einst verwelken soll. Die Stimme alles Lebens sey Freudengesang! — Ueber seinem Haupt, droben in den Räumen des ewigen Himmels suche der Erdenpilger seine Heimat. Aus den hellsten Sternen des Firmaments glänze uns der Strahl des neuen Tages entgegen. Dieser Strahl besuchet die Einsamtraurenden in ihren Kammern und Lauben, er berührt die nächtliche Thräne der Sehnsucht, und tröstet die Verlassenen.

Die Vereinigung aller Menschen durch Tugend sey auch ein Wiederse-

hen, Wiederumarmen unsrer Geliebten. Es sey eine ätherische Gestalt, in der sie uns dort in dem Glanz einer neuen Sonne entgegenschweben.

Im Anblick jener paradisischen Natur und in der reinen Umarmung der Freundschaft und Liebe, die ihre Lauben in den Lüften eines ewigen Frühlings wiederfinden, erblicke die Phantasie, fühle das Herz die nähere Gegenwart Gottes. Hier ist der Thron der Gottheit, und mit verklärten Augen schauen wir in sein Licht.

Die verfolgte Tugend hat sich in jenes Land des Friedens gerettet; der verkannte Gerechte steht dort im Tageslicht der gerechten Welt, und hebt sein Haupt empor: die Unschuld wallet in weißem Gewande, ihre Locken sind mit Rosen umkränzt; der Kämpfer für Wahrheit und Recht trägt den unbeneideten Lorbeerkranz. Ruhe kehrt in die Seele des Gequäl-

ten; der Matte fühlt sich gestärkt, der Greis hat seine Jugendkraft wieder; und alle Augen, die auf Erden dem Kummer geweint haben, weinen nun Thränen des Danks; und alle Herzen, die dem Schmerz gezittert haben, fühlen sich sanft bewegt, fühlen ihr Glück erhöht durch die Erinnerung an das prüfende Elend, das nun auf ewig verschwunden ist. Sie öffnen sich, einzuathmen den alles heilenden, balsamischen Hauch des neuen Himmels, auf die letzte, nachschmerzende Wunde, die Wunde der Trennung. —

Theilnehmend, doch ohne Angst und Sorge, schaut die selige Vorwelt herab auf die ringende Nachwelt. Sie kennt das Schicksal ihrer Enkel, kennt ihre Fortschritte auf dem Wege der Bildung, ihre Arbeit, ihr Verdienst. Sie besucht ihre Fröhlichen, sie verweilt bei ihren Betrübten. Denn auch das Blut, das ihren Kindern aus tausend Wunden strömt, — für das Leben der Ewigkeit, für das himmli-

sche Ziel der irdischen Mühe, ist's eine Zähre, die dem Auge des Knaben auf die erste Uebungsarbeit entfällt. Der Vater sieht's und stöhrt sie nicht.

Ich wiederhole es: mit solchen und ähnlichen Farben mag die Hand der Religion die leere Zeichnung, welche die Vernunft von unserm künftigen Daseyn entwirft, mit sinnlicher Kraft, mit sinnlichem Leben beschenken. Sie wisse, das Tröstende zu verbinden mit dem Warnenden; sie hebe den Vorhang von der Aussicht in die Wonne der Vollendeten, und erleuchte diesen Schauplatz mit dem milden Lichte eines idealischen Erdenlebens. — Aber sie bedecke mit Nacht das Schicksal derer, die den Himmel auf Erden verachten, und lasse die Sinnlichkeit des Bösen in eine Finsterniß blikken, die ihm kein Bild zeigt, lasse sie unbestimmt ahnden, welch ein Aufenthalt sie erwarte, und welche Gestalten ihr dort begegnen möchten!

Mit jenen freundlichen Vorstellungen der bessern Welt müssen dann auch die Bilder des Todes harmoniren, so wie alles, wodurch wir absichtlich an diesen erinnert werden.

Der Tod sey ein Engel des Himmels, ein Bruder vom Engel des Schlafs, der die Unschuld besucht. Dieser hebt mit sanfter Hand die Kette, die an uns lastet; wir bleiben gefesselt, aber auf wenig Stunden ist uns entnommen das Gefühl unsrer Gefangenschaft. Der gedrückten Seele wird leicht und wohl in seinen Armen; sie sinkt dahin in süße Betäubung; die Kette bleibt fest, aber sie schmerzt nicht mehr. Jener (der Engel des Todes) kömmt, um uns auf ewig die Fessel abzulösen, die den Fittig unseres Geistes hält, nicht daß wir betäubt in seine Arme sinken, sondern daß wir mit ihm empor uns schwingen, jetzt Engel des Himmels, wie er.

Sterben ist das Oeffnen des Kerkers, in dem vielleicht der Erlöste manches zurückläßt,

was im gewohnten Elend ihm theuer war. Er verläßt das Gitterfenster des Kerkers. Schön war die Aussicht. Durch lange Jahre mit seinem Schicksal vertraut, schien oft dem Gefangnen seine ganze Sehnsucht gestillt, wann ein neuer Lenz die nahen Gefilde schmückte, die Sonne die herrliche Gegend beschien, und ein duftendes Lüftchen in seine Kammer hauchte. Der Gang aus dem Kerker führt ihn von dieser Aussicht hinweg; mit Thränen nimmt er Abschied von der Freundin in seinem Elend. Aus der hellen, vertrauten Gefängnißkammer leitet ihn der Bote in die Tiefen, in die nächtlichen Gewölbe hinab. Ihn schaudert vor seiner Befreiung, denn der Befreier schweigt, und es tönen Riegel, es rasseln eherne Pforten hinter ihm zu. — — Aber getrost, kurz ist der nächtliche Weg; die letzte Pforte öffnet der Erlöser! Luft und Sonne des offenen Himmels überströmen den Schwankenden an dem Busen seines Bruders! Bald ist er gestärkt! Er prüft die entbundnen Fittige; sie heben, sie

tragen ihn empor. — Auf, und blick ihnen nach, du meine gläubige Sehnsucht! Dort schweben die beiden Engel dahin über die schöne Aussicht vom Kerker, dahin nach schönern Gegenden, wovon das Auge des Gefangnen vormahls nur die blauen Hügel sah.

Es ist wünschenswerth, daß populäre bildliche Vorstellungen dieser Art, die nicht künstlich zusammengesetzt sind, und keiner Erläuterung bedürfen, — allgemein würden, und die häßlichen und widerlichen Abbildungen vom Tode aus unsern Kirchen, von unsern Gottesäckern verdrängten, und selbst unsern Begräbnißfeierlichkeiten einen andern Ton gäben.

Finden sich dergleichen Bilder, oder doch der Stoff zu denselben in den Urbüchern der Religion, die dem Volke heilig ist, so sollten Lehrer und Künstler dies nicht übersehen. Sie haben hier nicht für die Einführung, für die Annahme derselben, — sondern für die zweckmäßige

mäßige Anwendung und die mannigfaltige Darstellung zu sorgen.

Die christliche Religion, deren selbstdenkende, freie Verehrer ich in den anwesenden Christen vor mir sehe, ist in der That die einzige unter allen, welche auf eine faßliche Art den Vernunftglauben an Gott und Unsterblichkeit predigt, und zugleich die edelsten und einfachsten Bilder zur Versinnlichung dieser Ideen und zur Bekleidung des Todes und Sterbens aufstellt. Sie ist für den wahrhaft aufgeklärten Mann zugleich Religion der Vernunft und des Herzens.

Mehr als der Genius mit der gesenkten Fackel sind mir die bildlichen Vorstellungen, die uns der große und weise Lehrer der Menschheit vom Tode giebt. Sie sind nicht Personen-Bilder, wie dieser Genius des Sterbens bei den Alten, oder wie bei uns das drohende Knochengerippe mit Stundenglas und Sense. Sie

haben vielmehr den Vorzug, daß sie von sinnlichen Veränderungen und Zuständen genommen sind, wozu Sterben und Tod selbst gehören, und daß sie also von dem Gegenstande, den sie hier bezeichnen sollen, weniger abweichen, ihm genauer anpassen, als jede persönliche Darstellung. *) Für den Verstand sind sie deutlich und bestimmt, dennoch sind sie für die Einbildungskraft nicht zu eng, noch zu scharf begrenzt. Sie leiden eine mannigfaltige Ausführung, eine immer neue Darstellung, zwar freilich weniger in Gemälden und körperlichen Abbildungen, als in Sprache.

Der Tod ist das Ersterben eines Samkorns in der Wintererde, das

*) Die beiden ersten von den bildlichen Vorstellungen des Todes, die in der Folge angeführt werden, sind aus dem Kreise der bekannten Natur genommen, und enthalten zugleich ein erläuterndes Beispiel von der Möglichkeit des im Tode fortdauernden Lebens. Das Samkorn lebt in der Erde, obwohl es todt scheint; der Schlaf scheint uns aller Lebenskraft zu berauben, aber er nährt und stärkt sie. —

als neuer fruchttragender Halm in den Lüften des kommenden Frühlings emporsteigen wird. Dieser schönen, heitern Vorstellung des Menschenfreundes Christus — welche tröstende Symbole sind ihr nicht nachgebildet! — — Der Ort, wo wir unsre Todten der Erde anvertraun, führt den großen Namen: Gottesacker! — Wir singen in unsern Tempeln:

Wieder aufzublühn ward ich gesät.
Der Herr der Erndte geht
Und sammlet Garben,
Uns, ein, — uns, die wir starben,
Halleluja! —

Noch giebt es wahrlich kein Bild auf unsern Grabmählern, das mehr erfreulich ist, als das Bild des Säemanns, oder der emporkeimenden Saat, oder des reifen Fruchtfeldes, das auf den Tag der Erndte wartet.

Der Tod ist ein Schlaf! — Er schläft, sagt Christus von einem seiner gestorbenen Freunde. — — O, sie ist ein erquickender Gedanke — die sanfte, traumlose Ruhe eines durch die Arbeit des Lebens oder durch den Schmerz und die Angst der letzten Krankheit abgematteten Körpers. Der Geist bedarf dieser Ruhe nicht, er geht aus einer Thätigkeit zur andern über. Aber der Leib ist ermüdet; er vermag nicht länger dem Willen des höhern Wesens zu dienen, das in ihm wohnt. Er war aber der Gefährte, der Freund dieses Wesens; es ist eine Art von Dankbarkeit, ihm seine Ruhe zu gönnen! — Und eben diese Dankbarkeit, gleichsam im Namen des dahingeschiedenen Geistes, eben sie ist es, die auch der verlassenen Gestalt, auch dieser Hülle unserer Lieben ein Bette, ein Hauptkissen und eine Decke giebt, und ihrem Grabe Frieden und Ruhe wünscht! —

Und wie ungesucht paart sich mit dem Bilde der Ruhe das Bild des Ausruhens,

mit dem Schlummer des Kranken, das Genesen im Schlaf und das Erwachen in Kraft und Gesundheit.

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich! —

Die Vernunft freilich weiß nichts vom Wiederkehren der Leiber, aber sie weiß auch nichts vom Entstehen der Natur; sie weiß nicht, wie Leben den Staub beseelt, und doch ist er beseelt! — Kann es dich trösten, o irdischer Mensch, so erlaubt, so räth dir die Vernunft, dem Tage einer neuen Schöpfung entgegen zu sehen, dem Tage einer Wiedervermählung des Geistes, der in höhern Welten geläutert wurde mit dem umgeformten, verklärten Leibe, den die Elemente reinig-

ten. — Er wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich, er wird gesäet in Schande und auferstehen in Herrlichkeit. —

In des Grabes stiller Kammer
Ist der kranke Leib genesen:
Ruhig war des Müden Schlaf,
Ohne Schmerz und ohne Traum.
Ihm entflohen tausend Jahre
Schnell wie Eine Nacht.

Ihren Gott in neuen Welten,
Neuen Wundern anzubeten,
Hob die Seele ihren Flug
Zu des Himmels Sternenheer.
Ihr entflohen tausend Jahre
Schneller, wie ein Tag.

Und nach wenig Nächten,
Und nach wenig Tagen,
Ging aus seiner Ruhekammer,
Nun genesen, nun verschönet,

Dieser Leib hervor.
Eilte von des Himmels Sternen,
Neues Glück mit ihm zu theilen,
Ihrem Freund — die Freundin zu.

Der Tod ist der Hingang zum Vater! So nennt Jesus Christus seinen eignen Tod; und wahrlich, diese erhabne und zugleich uns selbst über Grab und Verwesung erhebende Vorstellung darf als Ueberschrift dastehn auf den Grabsteinen aller guten Menschen, die sich weder des Ausdrucks noch der Sache schämten, Kinder Gottes zu seyn, und die diese Kindschaft durch Liebe zu den Mitkindern Gottes an den Tag legten.

Ueberall; Vater der Menschen, sind deine Kinder in deiner Hand! Das Wesen in uns, das dich denken kann, das deine Gebote liebt, deinen Willen thut, und mit kindlichem Sinn auf deine Güte hofft,

— es ist ausgegangen von dir, es ist deinem Wesen verwandt!

Ja, von dir sind wir ausgegangen, wir wandeln unter deinen Augen, wir kehren wieder hin zu dir! Nichts mag dich scheiden von uns, weder die Höhe des letzten Sterns, noch die Tiefe des untersten Grabes. Aber dort, in jenen Sternen, in denen die gläubige Sehnsucht den Wohnplatz der Vollendeten sieht, dort fühlen wir einst deine Gegenwart näher. Die Sorge des irdischen Lebens, diese Last des Pilgers, ist abgelegt am Grabe, an der Pforte zur Heimat.

Und ob uns ein trauter Gefährte verlasse mitten auf der Reise, ob früher von uns scheiden unsere Geliebten, die Genossen unsers Glücks und Unglücks, die Freunde unsers Herzens, unsre Brüder und Schwestern; — sie scheiden nur von uns,

nicht von dir, o Vater; sie scheiden auf kurze Zeit; wir wissen, daß sie in deiner Hand sind; wir denken an dich, wenn wir an sie denken; und haben einst auch wir am Thore der Heimat abgelegt die Pilgerlast, so werden wir sie alle versammelt wiederfinden im väterlichen Hause: denn sie sind würdig gewesen, deine Kinder zu heißen. —

Ja, der Tod ist nur ein Gang zum Leben,
Nur ein Gang zum Vater hin. —
Brüder, die ihr ausgesendet
Hier in dieses Land der Hoffnung
Euch zerstreutet, euch verkanntet,
Eure Brüderschaft vergaßet, —
Seht, belehrend wird des Vaters Hand
Uns zurück an unsre Schöpfung führen:
Und im Staube lieget dann der Staub.
Doch nicht lang, dieselbe Hand der Liebe
Hebet bald die schon belehrten Kinder
Aus dem Staube wiederum empor.

Weiser jetzt durch eure Schwachheit,
Glücklicher durch eure Leiden,
Gehet ein zu einem ew'gen Leben!
Die ihr brüderlich euch liebet,
Kinder, geht zu eurem **Erbtheil** ein.

V.

Tod und Unsterblichkeit.

Eine Kantate.

Voran einige Gedanken über Kantaten-
gesänge und Kantatenmusik.

Ueber die Kantate.

Fragmente.

Der Begriff der Kantate, als eines Gedichts, ist noch zu wenig erörtert. Ideen zu einer Kritik derselben findet man hie und da zerstreut, aber niemand, so viel ich weiß, hat es versucht, sie in ein Ganzes zu ordnen. Sie würden vielleicht ein ansehnliches Kapital seyn, wenn sie zusammen gebracht wären. —

Auch ich lege hier nur ein paar Schärflein zu diesem präsumirten Kapital nieder, eine Gabe nach meinem Vermögen. — Vielleicht helfen sie einmahl den Betrag eines Guldens oder Thalers vollmachen.

Die Kantate ist ein musikalisches Gedicht. Musikalisch in einem andern Sinn, als so viele lyrische und epische Gedichte, die man Lieder und Gesänge nennt, ohne deshalb eine innere und äußere Fähigkeit zum musikalischen Vortrage von ihnen zu verlangen. Die Kantate soll wirklich in Geist und Vermögen der Musik gedichtet seyn.

Die verschiedenen musikalischen Formen der Kantate, als eines Gesanges, müssen mit dem Inhalt des Textes harmoniren, und dadurch Wahrheit im Ausdruck des Einzelnen und Zusammenhang des Ganzen erhalten. Dies setzt voraus, daß der Inhalt des Textes in seinen Theilen so verschieden ist, als jene musikalischen Formen.

Was überhaupt ein Gedicht zum musikalischen Ausdruck fähig macht, ist die Empfindung, welche darin nicht bloß eine untergeordnete,

oder eine Nebenrolle spielt, sondern herrscht und regiert.

Der Richter über die Harmonie der verschiedenen musikalischen Formen mit den innern Verschiedenheiten des Textes, ist die Aehnlichkeit der Modulationen der Empfindung, mit Modulationen der Töne und ihre Verbindung im natürlichen Ausdruck.

Die meisten Gedichte, welche man uns unter dem Namen Kantate gegeben hat, haben keine ästhetische Wahrheit, keinen innern Zusammenhang, sie sind kein Ganzes. Es scheint, als habe man zuerst an die Form des Ausdrucks und hernach an den Inhalt gedacht. *) —

*) Etwa: »Rezitative, Arien und Chöre sind »schon vorgewesen; es muß doch auch ein Duett »kommen! Was empfindet und sagt man nun »gleich in einem Duett? Der Inhalt muß doch »zum vorhergehenden passen!«

Einige Kantaten haben das Ansehn dramatischer Gedichte, oder auch poetischer Dialoge, wie z. B. die Rammlerschen, in welchen die Betrachtung oder Beschauung, die Empfindung und die Nutzanwendung als eben so viel verschiedene Personen auftreten. — Die Betrachtung steigt nicht lyrisch zur Empfindung hinauf, noch geht diese langsam in jene über, sondern es geschieht Folgendes. Die erste tritt auf und schildert gewisse Scenen als eben jetzt, es sey äußerlich, oder in der Phantasie, wahrgenommen. Sobald eine Hauptscene vollendet ist, erscheint die Empfindung, und erklärt sich über den Eindruck derselben. Darauf fährt die Beschauung mit vieler Ruhe und Besonnenheit in ihren Schilderungen fort, und die Empfindung wartet unterdessen auf einen neuen Abschnitt, um ihr Wort schicklich wieder anbringen zu können. Kurz, beide spielen nach einer kalten Absicht des Dichters ihre Rollen wechselsweise und mit einer gewissen Höflichkeit gegen einander, von

Anfang bis zu Ende. Hätte die Betrachtung früher aufgehört, ihr Auge zu erheben, um zu sehen, was weiter geschieht, und um von außen her wieder neuen Zunder für die bereits erloschene oder abgebrannte Empfindung herbeizuschaffen; so würde auch das Gedicht früher geendet haben. — Zwischen die Betrachtung und die Empfindung drängt sich noch die Nutzanwendung, und trägt allgemeine Lehren oder Bemerkungen vor, beinahe als hätte sie zu äsopischen Fabeln die Moralien beizubringen, obwohl sie freilich in lyrischen Phrasen redet. — Dem Ganzen mangelt ein innerer Zusammenhang, (und zwar als einem musikalischen Gedicht, ein Zusammenhang durch die Empfindung) und viele der einzelnen Theile, als Ganze genommen, z. B. manches Rezitativ mit dem sich anschließenden Gefolge von Arien, Duetten u. dgl. sind ihrem innern Inhalte nach unmusikalisch.

Ich will hiemit nicht dramatische oder dia- logische Kantaten *) an sich tadeln. Es kömmt wohl nur auf die Behandlung an, ob sie ein schönes, in sich vollendetes Ganzes, oder ein ungereimtes, unzusammenhängendes Geschwätz, ein Dialog der Art werden soll, wovon Gö- the sagt: einer spricht nach dem andern, kei-

*) Wenn eine dialogische Kantate kein Unding sein soll, (wie das sogenannte musikalische Drama) so müßte sie den simpathetischen oder antipathetischen Antheil darstellen, den ein Subjekt an den Em- pfindungen des andern wechselsweise nimmt.

Das musikalische Drama ist ein Produkt der kalten Künstelei, gleich seiner Halbschwester, der Operette.

Anders ist es mit Opern, in denen idealische Wesen dargestellt werden. — Alles ist hier über das Gewöhnliche. Die Phantasie nimmt willig an, daß in der Götter- und Feenwelt vieles alltäg- lich sey, was bei uns nur sonntäglich ist. Musik kann für jene Wesen Sprache des handeln- den Lebens, des Raisonnements und der kalten Betrachtung seyn, nur daß ein höherer Grad des Gesanges dem Ausdruck der höhern Empfindung ei- gen bleibt.

ner mit dem andern; wer aber nennt zwei oder mehrere Monologen ein Gespräch?

Die Mannigfaltigkeit der musikalischen Formen in der Kantate, besonders wenn wir auf Mehrheit und Wechsel der Stimmen sehn, scheint allerdings eine innere Verschiedenheit der Subjekte zu erlauben; nothwendig aber ist diese Verschiedenheit nicht.

Die Kantate kann die Empfindung eines einzigen Subjekts ausdrücken, oder, welches einerlei ist, die Ideenverbindung des ganzen Gedichts kann eine innere seyn; Betrachtungen und Empfindungen können sich in einer von außen ununterbrochenen Reihe auseinander entwickeln, oder einander erzeugen, ohne daß darum die verschiedenen Grade des Gesanges (vom Rezitativ bis zum eigentlichen Gesang, zum Arioso, zur Arie,) oder die äußere Verschiedenheit der vortragenden Subjekte (im Solo, Duet und Chor) etwas Ungereimtes werden.

Jedes lyrische Gedicht, nur nicht das eigentliche Lied, ist seinem Inhalte nach der musikalischen Formen der Kantate fähig.

Im eigentlichen Liede wird nehmlich Eine Empfindung nicht nur als herrschend, sondern auch in einem und demselben Grade der Lebhaftigkeit, oder doch in gleichmäßigem Ab- oder Zunehmen, Steigen oder Fallen durchgeführt. — Mannigfaltigkeit des Tonausdrucks würde hier unnatürlich seyn. Die Modulationen der Töne müssen gleichmäßig, ihre Stärke oder Schwäche ruhig steigend, oder ruhig fallend seyn, wie die Empfindung selbst. Aber die übrigen lyrischen Gedichte stellen entweder eine Hauptempfindung in wechselnden Graden der Lebhaftigkeit dar; (die Empfindung fließt nicht wie im Liede, sondern sie fließt und wallt und wogt wechselsweise nach den Erhöhungen oder Vertiefungen ihres Flußbettes, nach dem Interesse der Ideen, über welche sie

hinströmt;) oder sie zeigen uns einen Kampf verschiedener Empfindungen. Beide Arten verlangen Mannigfaltigkeit, sowohl im deklamatorischen als musikalischen Ausdrucke.

Es giebt eine volle, wogende, rauschende Empfindung, einen volltönenden Gesang des Herzens. Sein deklamatorischer Ausdruck nähert sich dem Gesange, sein musikalischer ist Gesang. — Aber der Strom wird allmählig ruhiger, die schallenden Wogen werden flüsternde Wellen, und auf den sanften Wellen gleitet die Betrachtung dahin. Die sanftere Empfindung begleitet die Vorstellungen mit einzelnen Tönen, das Herz rezitirt gleichsam den Text seiner Gefühle. Dann nähert sich der deklamatorische Ausdruck der gewöhnlichen, aufzählenden Rede, und der musikalische wird Rezitativ.

Oft ist es, als tönten in unserm bewegten Innern mehr als Eine Stimme, als sänge die

Empfindung im Chor. Dann ist der Ausdruck lauter und stärker; mit mehr als Einer Stimme möchten wir unser Gefühl verkünden. Der musikalische Chor verkündets wirklich mit mehrern Stimmen. — — Oft aber erklingt unser Herz nur in einsamen Lauten; den Text der Phantasie und des Verstandes begleitet die einfache Harfe oder Flöte eines vielleicht kräftigen, vielleicht auch ermatteten, aber nicht lauten Gefühls; es tönt nur Eine Stimme in unserm Innern. Dann wird der Ausdruck leiser, auch wenn er kräftig bleibt; wir sprechen oder singen ein Solo.

Was das Duett anbetrifft, so scheint es besonders geschickt, einen Kampf von Empfindungen auszudrücken; aber es kann auch einen Parallelismus der Vorstellungen bezeichnen. Die Phantasie blickt hierhin und dorthin, und findet eine Wahrnehmung durch die andre bestätigt. Auf das Herz wirken beide harmonisch, und so entsteht der Parallelismus

friedlicher Wechselstimmen und ihre Vereinigung in den Chören des Duetts.

Ein Kampf von Empfindungen, oder ein Gedicht, das den Streit zwischen Zweifel und Glauben, zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Bekümmerniß und Trost, das Unterliegen der einen Parthei und das Triumphiren der andern lyrisch darstellt, scheint dem musikalischen Vermögen der Kantate in allen ihren mannigfaltigen Formen den größten und kühnsten Wirkungskreis zu eröffnen.

Es ist eben nicht nothwendig, daß ein Kantatengedicht *) Mannigfaltigkeit der prosodischen Formen habe. — Wir besitzen wenigstens ein Paar Kantatenmusiken, deren Texte in einem gleichbleibenden, einfachen Versmaaße geschrieben sind. Einige Utzische

*) Man dulde dies Wort zum Unterschied der Begriffe.

Oden sind von Schulz so componirt, daß sie im Wesentlichen für Kantaten gelten können.

Aber wenn jene Mannigfaltigkeit nicht gesucht ist, wenn die verschiedenen prosodischen Formen dem wechselnden Gang und den verschiedenen Modulationen der Empfindungen sich wie von selbst anschließen, so helfen sie mächtig zur Vollendung des Ausdrucks, sie erhöhen und erleichtern zugleich sowohl die deklamatorische als musikalische Darstellung.

Die gewöhnlichen Titel dieser prosodischen Formen deuten zurück auf die musikalischen, von welchen sie entlehnt sind.

Als solche sind sie aber unbestimmt und verwirrend, da sie verschiedene Ableitungsgründe haben, und doch so gebraucht werden, als hätten sie nur Einen. — Wenn z. B.

auf Rezitativ-Solo folgt, so hat es den Schein, als ob der Unterschied zwischen beiden in der Anzahl der Stimmen läge oder liegen solle.

Wie mich dünkt, ist die Verschiedenheit des musikalischen Ausdrucks von viererlei Art: Verschiedenheit 1. nach dem innern Charakter, nach dem Geist der Musik, wodurch sich der Geist der Empfindungen ausdrückt, — 2. nach den Graden des Gesanges, — 3. nach der Anzahl und dem Wechsel der Singstimmen, und 4. nach der Instrumentalbegleitung.

1. Eine theoretische bestimmte und vollständige Angabe der Verschiedenheiten nach dem innern Charakter des Ausdrucks, nach seinem Geist, der den Geist der Empfindung*)

*) Den scharfen, sanften, bittern, süßen Spiritus derselben, unterschieden von der Kraft, womit er emporbraußt oder aufwallt, oder gelinde hervorquillt.

auffaßt und darstellt, ist unmöglich. — Wer vermag alle Empfindungen in allen ihren Mischungen und Modulationen aufzuzählen, und wer kann die Merkmale angeben, wodurch sie sich für den feinern Sinn unterscheiden, auch wo sie dem gröbern ähnlich und gleich vorkommen? Ihre Zahl ist unendlich, und die Namen ihrer Verschiedenheit deutet nur auf die auffallendsten Unähnlichkeiten. Eben dies gilt von ihrem ebenso vielfaltig gemischten und modulirten Ausdruck.

Der Choral, in so fern er etwas anders ist, als jeder andere Chorgesang, ist dies, wie es mir scheint, nur durch Eigenschaften, die zu dem innern Charakter des musikalischen Ausdrucks gehören. Dem Grade nach ist er wirklicher Gesang, und zugleich der vollstimmigste Chor.

Die Ueberschriften: Andante, Adagio, und hundert ähnliche Titel und Bei-

schriften ringen darnach, jene Verschiedenheit des Geistes im musikalischen Ausdruck zu bezeichnen. Aber sie mögen gebraucht werden, dem Komponisten anzudeuten, wie der Dichter sich den Geist des Ausdrucks für den Geist seiner Empfindungen, — oder dem Sänger und Spieler, wie der Komponist sich den Vortrag seiner Komposition gedacht hat, in beiden Fällen sind sie höchst unsichre Behelfe, ob zwar dann doch Behelfe. — Der Geist wird nur vom Genie dargestellt.

2. Nach den Graden des Gesanges, oder, wenn man lieber will, des Singens, unterscheiden sich Rezitativ, Halbgesang und Gesang, womit ich aber nicht sagen will, daß es nur drei Gesangsgrade giebt. —

Das eigentliche oder alte Rezitativ ist ein Schweben zwischen Sing- und Sprech-Ton mit einer größern Hinneigung zum ersten.

Das, was ich Halbgesang nenne *) neigt sich mehr zum Sington. Neuere Komponisten haben manches Rezitativ (dem Titel nach) in diesem Gesangsgrade komponirt. Die erste Hymne in den geistlichen Oden von Utz, in Musik gesetzt von Schulz, hebt in diesem Grade an. **) — Dies trefliche Stück wahrhaft lyrischer Komposition (eine Kantate bis auf Mehrheit und Wechsel der Stimmen und der Instrumente) durchsteigt beinah alle Grade des Gesanges, oder schwebt vielmehr auf ihnen auf und nieder. Nur zum eigentlichen Rezitativ kömmt es nicht hinab. ——

Der Titel Arioso scheint einen Mittelgrad des Gesanges ausdrücken zu sollen, aber auch die psalmodische Weise, die mehr

*) Man wird des Namens wegen nicht streiten.

**) »Zu Zions Höhen hin erbebt auf Engelsschwingen »Mich diese glänzende Gestalt u. s. w.

Sington hat, als das Rezitativ, gehört dahin, und ist ein Halbgesang.

In den höhern und höchsten Graden des Gesanges tönt die Arie. — Ihr Name mag diese Grade bezeichnen, da er bei den neuern Dichtern und Komponisten aufgehört hat, eine gewisse Bauregel der Verse und der Komposition anzudeuten, nach welcher der Text einer Arie aus zwei Theilen bestehen mußte, deren erster zu einem oft unpassenden und erzwungenen Dacapo diente. *)

*) Wie viel Verschiedenheiten der Gesangesgrade möglich sind, oder wie viel derselben nach bestimmten Merkmahlen angegeben werden können, weiß ich nicht. — Ueberhaupt muß der Verfasser, Gewissenshalber, bekennen, daß er — — ein gänzlicher Laie in der Kunst der Musik ist, daß er kein Instrument spielt, keine Note kennt, und für die Musik des Gesanges nichts weiter, als ein natürliches Ohr und ein empfindsames (!) Herz hat. — Man wird sagen: So urtheilt er wie der Blinde von der Farbe, nach dem Gefühl! — Aber kann nicht auch ein solches Urtheil einen psichologischen Werth haben? — — — Ich ahnde etwas von

3. Nach der Mehrheit und dem Wechsel der Stimmen giebt es Solo, Doppelgesang u. s. w. Chor, — Duett (Wechselgesang) Terzett u. s. w.

4. In Hinsicht auf die Instrumentalbegleitung finden sich in unsern Kantaten nur zwei Titel, nehmlich: Tutti, und bei manchem Rezitativ der Zusatz: mit Accompagnement. Durch mehrere ähnliche Beischriften könnte der Dichter noch andre Wünsche wegen der Instrumentalbegleitung zu erkennen geben.

Nach diesen Bestimmungen lassen sich unter andern folgende Zusammensetzungen der drei letzten Formarten denken: Rezitativ, Halbgesang, Arie, jedes als Solo, als Doppelgesang, als Chor, als Duett und zwar alles dies sowohl mit als ohne Accompagnement.

dem bösen Witz, der manchen Rezensenten hierbei überfallen wird, aber ich verschweige, was ich ahnde. — —

Wollte man daher in jenen Titeln sich so bestimmt als möglich ausdrücken; so müßte man z. B. überschreiben: Solo-Rezitativ, Solo-Arioso, Solo-Arie, Duett-Rezitativ, Duett-Arioso, Duett-Arie, Chor-Rezitativ, Chor-Arioso, Chor-Arie. —

Daß wir, meines Wissens, noch keinen Gesang haben, der ein Duett- oder Chor-Rezitativ ist, liegt gewiß nicht an einer musikalischen Unmöglichkeit. Eine Frage ists, ob ein Chor-Rezitativ nicht als müßige Spielerei mit leeren Formen ganz zu verwerfen sey, oder ob sich ein Text denken lasse, dem diese Form gerecht wäre.

Der Grad des Gesanges, die Anzahl und der Wechsel der Stimmen wie der Instrumente sind nur der Körper des Ausdrucks, dessen Geist der innere unnennbare Charakter ist. Jener muß diesem entsprechen, es muß Harmonie seyn zwischen Leib und Seele. Und dieser Kör-

per mit dieser Seele harmonire wieder mit Leib und Seele des Textes. Eine brüderliche Freundschaft vereine die ähnlich gebildeten Zwillingsbrüder. — Doch nein, nicht zwei verschiedene Wesen! — Empfindung, Wort und Ton werden in der Natur und in der Idee der Kunst als Ein Wesen gebohren, und dürfen auch in den zusammengesetzten Produkten verschiedener Künste nicht anders erscheinen. Der musikalische Ausdruck sey in sich vollendet, (eine schöne und wahre Musik) — und sey zugleich ein harmonisches Ganzes mit dem auch in sich vollendeten Text, — ein schöner und wahrer Gesang.

Kantate.

Choral.

(Mel. Straf mich nicht in deinem Zorn ꝛc.)

Mensch, für dieses Lebens Tag
Einmahl nur gebohren,
Geht im letzten Herzensschlag
All dein Seyn verlohren?
Findest du
Nirgend Ruh,
Als wo Schmerz und Freuden
Ewig von dir scheiden?

Wo kein Strahl dein Auge faßt,
Dich kein Laut erquicket;
Wo der ew'gen Ruhe Last
Dein Gebild zerdrücket!

Banger Geist,
Ach, zerreißt
Mit den Nervgeweben
Auch dein eignes Leben?

Brüder in der Sterblichkeit,
Sind wir nicht auch Brüder
Für des Himmels Seligkeit,
Einen dort uns wieder?
Strahlt uns nicht
Sanftes Licht
Aus den dunkeln Fernen
Von des Glaubens Sternen?

Glauben, glauben ward, nicht schaun,
Unser Loos hienieden,
An dem Reiche Gottes baun
Kämpfend und im Frieden;
Brüder seyn,
Uns erfreun,
Daß wir schon auf Erden
Täglich besser werden.

Soll der Glaub' ans Himmelreich
Nicht dem Tod erbeben,
O so fühlt ein Herz in euch,
Werth, noch dort zu leben. —
Grabgesang,
Weine Dank,
Dank den Guten allen,
Die voraus uns wallen!

Chor.

Einmahl lebt der Mensch, nur einmahl
Aus der Nacht gebohren,
Sieht er diese kurze Dämmrung,
Kehret wieder in die Nacht zurück!
Und mit dem Tode ringet alles Leben,
Und jetzo siegt, und immer siegt der Tod,
Und Sterbende begraben die Gestorbnen.

Erste Stimme.

O denkt zurück an die vergangnen Tage,
An die Gefährten eurer Jugend;
Ihr denkt an manches theure Grab.

Zweite Stimme.

Auf, seht im Geist die Tage, die noch kommen,
Es kehren Mond und Sonne wieder,
Und frische Blumen streut der Lenz!

Beide Stimmen.

Die Todten kehren nimmer,
Die neue Sonne wärmt, die frische Blume
schmücket
Die tiefer sinkenden Grabeshügel.

Erste Stimme.

O denkt zurück an die vergangnen Tage,
An das Erwachen eurer Seele;
Ach, an des Geistes Blüthenzeit!
Schon manche Kräfte neigten sich zum Schlum-
mer,
Schon mancher Freudensinn ist abgewelkt.

Zweite Stimme.

Auf, seht im Geist die Tage, die noch kommen;
Der junge Lenz erscheint der Jugend,
Für neue Seelen wird die Erde neu.
Uns leuchtet dunkler jedes Jahres Sonne,
Dem Herbst der Seele folgt kein Frühling mehr.

Beide Stimmen.

O du, des Lebens schöner Baum,
Die Zeit der Knospen ist vorüber!
Und deine Blüten sind gefallen,
Und deine Blätter welken schon!
Du siehest dich in jedem Blatte sterben,
Du folgest bald, o du verwaister Stamm,
Dem Schmucke deiner Jugend! — —

Erste Stimme.

Soll euch Erinnerung trösten
Durch aufgerißne Wunden?

Zweite Stimme.

Ach, selbst der Hoffnung Bilder
Umdämmert Grabesschatten.

Erste Stimme.

Ihr schaut zurück, ein kaltes Mondlicht
dämmert
Dort auf der Freunde Grab;

Zweite Stimme.

Ihr kehrt den Blick; da liegt in trübem
Nebel
Die eigne Gruft und wartet schon!

Beide Stimmen.

Und bang umarmen mit gesenktem Haupt
Erinnrung sich und Hoffnung – wollen Trost,
Und trösten sich mit schwesterlichen Zähren.

Drei Stimmen.

O sie trösten sich nicht,
Die Thräne versiegt, sie beben
Und jede zeigt mit weggewandtem
Blick
Auf's Grab! –

Chor. (Tutti.)

Genießt, genießt die Gegenwart,
Es ruft in Angst das bebende Herz,
Im Freudentaumel find' euch der Tod!
Genuß betäubt Erinnerung und Furcht!

Recitativ.

Welch ein Leben, du armer Mensch!
Die Hand der Schöpfung höbe dich empor,
Um tiefer dich zu stürzen!
Des Geistes Auge schaute weit umher,
Um früher deinen Untergang zu schaun!
Dein Vorzug — auch dein Elend! — —
O Taumelkelch,
O Lust, gekeltert von Verzweiflung,
Nur du beglücktest? —
Menschenheil und Menschenwürde
Ihr wäret schöne Luftgestalten, wäret
Des eitlen Wunsches Traum?

Des Lebens hoher Ernst
Wär', ach, ein Spiel dem Tode!

Arioso.

Unter allen Augen,
Die die Sonne sehn,
Weinest du nur Thränen,
Du des Menschen Aug'! —
Ach so weine sie
In dein eignes Schicksal.

Recitativ (mit Begleitung.)

Du weinest noch? Die Thrän' ist nicht versiegt?
Noch verzweifelst du nicht! — Die Wehmuth weinet
Und die Sehnsucht an der Hoffnung Busen.
Du hoffest noch, bekümmertes Herz, — du ahndest.
»Kehrten Entschlafene wieder,
»Kundschaft uns zu bringen!

»Stiegen vom Himmel Verklärte,
»Uns zu leiten in des Zweifels Nacht!» —
Was wendest du den Blick nach Trost
Zu der stummen Natur,
Und frägst die Gräber und die Sterne!
Die Stimme des Himmels spricht in deinem Innern.
Ja, du selber, o Seele,
Du, ein Funke der Gottheit,
Sey dir Himmelsbothe!
Würdest Geister du verstehn?
Auf, verstehe dich selbst,
Leuchte dir mit eignem Strahl. —
Sprich, was wäre Traum,
Hättest du Ahndung nicht,
Ahndung vom Erwachen!

Gesang.

(Zwei Stimmen.)

Brüder, wir wallen in Nacht. —
Rufet freundlich euch zu
Auf dem dunkeln Wege:

Daß uns banget die Nacht,
Ahndung ists vom Tageslicht.

Deklamation.

(Melodramatisch.)

Alles sinket zum Staube,
Was vom Staube gebohren ward;
Und was der Endlichkeit dienet,
Empfängt den Lohn von ihr,
In der Verwesung Schoos die lange Ruhe.
Zu schlummern begehrt das Auge,
Das lange gewacht hat;
Und die ermatteten Glieder
Suchen ihr Lager!
Aber was kämpfet in dir
Gegen der Ohnmacht Last
Endlicher Naturen,
Und besiegt die Trägheit oft?
Und wenn die sterbenden Sinne
Mit zitternder Hand des Genusses vollen Becher
Zurücke weisen, was ist's, das noch zu leben,

Zu ringen noch wünscht? nie überwunden
Vom Uebermaaß der Freude, wie des Schmer-
zens.

Woher, o Gedanke der Unvergänglichkeit,
Du Fremdling in diesem Leib des Todes!
Daß wir Werke denken, wollen, beginnen,
Die überdauern das längste Menschenleben!

Und du, o stolzer, kühner Muth,
Unter dem Wetter des Schicksals
Da zu stehn mit ruhiger Brust,
Mit prüfendem Auge!
Zu lernen aus der Vergangenheit Un-
glück,
Der Zukunft Glück, — aus der Thor-
heit Weisheit,
Die Kunst zu siegen — aus einer Nie-
derlage!

Und du vor allen, du, o der Tugend
Himmlische, göttliche Kraft,
Du, o schöne Geduld der Pflicht,
Du Sanftmuth in Thränen!
Du selbst, der bangen Hoffnung

Ausharrende Thätigkeit! —
Und daß wir entsagen der eigenen Ruhe,
Opfern des eigenen, kurzen Lebens Glück
Dem Wohl der Menschheit, der Nachwelt
Segen,
Der Nachwelt, die unser Grab,
Die unsern Namen nicht kennen wird!
Daß wir streiten, daß wir dulden,
Statt zu genießen, —
Streiten und dulden für das hohe Bild
Einer bessern Welt;
Daß wir den Vorschmack des Himmels
Im Frieden des Geistes empfinden
Nach dem Triumph der Pflicht
Ob auch Verkanntseyn,
Und Spott und Verachtung uns lohnen! —

Gesang.

Wir wallen hier im Land der
Fremde
Und fühlen unsre Pilgerschaft;
Doch aus der Heimat mitgegeben,

Begleitet uns durchs fremde Leben
Ein Geist des Glaubens und der Kraft.

Hinauf die steilen Felsenwege,
Hinab die Klüfte dieser Welt.
Vom Licht auf jenen letzten Höhen,
Wo unsers Zieles Kränze wehen,
Wird unser dunkle Pfad erhellt.

Was durch die Nacht des Todes leuchtet,
Wie Dämmerung und Morgenschein,
Muß jenseit jener Nacht, ihr Lieben,
Die ihr dem Strahle treu geblieben,
Der Sonnentag des Himmels seyn.

Wir wallen hier im Land der Fremde
Und fühlen unsre Pilgerschaft,
Und aus der Heimat mitgegeben
Begleitet uns durchs fremde Leben
Ein Geist des Glaubens und der Kraft.

Arie.

Du Hoffen, du Ahnden
Des bessern Lebens,
Du Kämpfen, du Ringen
Nach Kronen der Tugend,
Ihr rufet laut in des Menschen Seele:
Unsterblicher, bebe dem Tode nicht!

Eine Stimme.

Vor uns schweben Ideale!
Ihrem Himmelslicht erblassen

Alle Kränze, alle Fackeln
In des Lebens Freudennacht.

Zweite Stimme.

Vor uns schweben Ideale!
Seyd ihr Schatten, seyd ihr Träume?
Nein, aus dieses Lebens Schlummer
Weckt nur ihr den Träumer auf.

Dritte Stimme.

Vor uns schweben Ideale!
O wir kennen euch! Willkommen,
Ihr des Vaterlandes Bilder,
Leitet uns zum Vaterland.

Alle drei Stimmen.

Hinauf, zum Himmel hinauf
Leitet der Pfad,
Den voran sie leuchten.
O, ihr Thaten des bessern Lebens werth,
Dicht am Grabe gethan, besiegelt vom Tode,
Nein, ihr seyd für diese Erde
Dieser Sonne nicht gethan.

Chor.

Geh' unter, Sonne des Lebens,
Entweiche dem Fuße des Helden,
Erde! Winde, verwehet
Die Spur des schon vollbrachten
Laufs.
Wir schaun in ewigen Welten
Das Ziel, wir streben zum Ziele!
Du sinkest? Sinke du immer
Hinter des Helden Schritt,
Sinke du schon durchlaufene Bahn!

Tutti.

Wir haben nicht vollendet am
Grabe!
Die Tugend hat nicht gedient dem
Tode!
Es strahlet unser Ziel jenseit der
Gruft
Im Felde der Unendlichkeit.

Wir haben nicht vollendet am
Grabe!
Du Pforte des Todes führst zum
Leben!
Es strahlet unser Ziel jenseit der
Gruft
Im Felde der Unendlichkeit.

Arioso.

Auf, bekränzet die Gräber mit Blumen!
Vor allen die Gräber der Guten,
Die beharrten bis ans Ende.
Wer Tugend übt, der predigt Unsterblichkeit.

Recitativ.

Ihr, von denen das Lied am Grabe singt:
"Sie verdienen Unsterblichkeit,
"Und die Krone der bessern Welt!"
Empfanget für euer Leben
Die Thräne des Danks,
Geweint in euren Aschenkrug,
Geweint aus Augen, die zu den Sternen
schaun!

Ruhet in Frieden! Es steh auf eures Lebens
Denkmahl:
Siegel der Unsterblichkeit!

Arie.

O ihr lebt, geliebte Todten!
Was die Guten an euch liebten,
Gute, o das sank ins Grab
Nicht mit eurem Staub hinab!

Wohlbekannte, traute Hülle,
Läutre dich zur neuen Schöpfung;
Steig aus deinem Grab' empor
Oft im Frühlingsblumen Chor.

Geist von Gott, du gingst zum Vater! —
Du der Sehnsucht Angesicht,
Wende dich zum Sternenhimmel,
Kinder Gottes, sucht die Schwesterseele
Droben, — folgt und weinet nicht!

Chor.

Folgt ihr nach, ihr Kinder Gottes,
Folgt getrost, und weinet nicht!

Choral.

(Mel. Mir nach, spricht Christus, unser ꝛc.)

Sink immerhin, mein Leib, in Staub,
Mein Geist soll nicht erbeben!
Du, Erde, sey der Erde Raub, —
Hauch Gottes, du wirst leben!
Wenn dieses Aug' im Tode bricht,
Bricht doch des Geistes Auge nicht!

Daß diese Welt mit ihrer Lust
Uns nimmermehr genüget,
Und nimmermehr in unsrer Brust
Das hohe Bild besieget,
Als Ziel der Menschheit aufgestellt,
Das Bild von einer bessern Welt;

Und, ob Natur uns widerstrebt,
Uns ihre Fesseln zwingen;

Dich, freier Geist, die Kraft belebt,
Dem Bilde nachzuringen, — —
Der Tugend Muth, Geduld und Streit, —
Das sichert uns Unsterblichkeit.

Kurz ist des Lebens Pilgerpfad,
Liebt, Brüder, euch im Leben;
Und wißt, all seinen Kindern hat
Ein Erbtheil Gott gegeben:
Dann wird, geht ihr zur Heimat ein,
Des Vaters Blick euch freundlich seyn!

VI.

Zerstreute Blätter,

beschrieben

von

A. M. D. E. Mnioch.

geb. Schmidt.

Angeschlossen ein Paar Worte über das Leben der Verfasserin.

Der Herausgeber an den Leser.

Ist es erlaubt, vor dem Publikum ein Urtheil zu haben über das Werk eines geliebten Menschen, der unserm Geiste so nahe verwandt, unserm Herzen, wie unserm ganzen Lebensglück auf das innigste vermählt war, und dem die Liebe unsern Namen gegeben hatte?? —

Diese hinterlassenen Proben von der stillen Geistesthätigkeit einer guten Frau enthal-

ten eine Darstellung, einen lebendigen Abdruck von einer wahrhaft weiblichen Seele in Empfindungen und Meinungen über Gegenstände, die nicht außerhalb dem Kultur- und Geschäftskreise des Weibes liegen.

Die Verfasserin hat nie vermuthet, daß diese Blätter von fremden Augen würden gelesen werden. *) — Ihre Urtheile über Bücher und Schriftsteller sind mit voller Unbefangenheit aus dem Herzen niedergeschrieben, und aus einem Kopf, der mit dem Herzen in unschuldiger Freundschaft lebte. — So originell, dreist und kühn manches dieser Urtheile scheinen mag, so wollen wir doch hoffen, daß darin mehrere weibliche Seelen das Bild ihrer eignen Gedanken und Gefühle erkennen und begrüßen werden. —

*) Aus dem angefügten Aufsatz über das kurze Leben der Verfasserin wird sich dies erklären.

Friede mit dem Schatten des friedlichen Weibes!

In den Gedichten finden sich einige Fehler gegen die Prosodie, oder richtiger, gegen die Metrik. Zwar die meisten Hexameter sind fließend und wohlklingend, aber einigen Pentametern mangelt der gewöhnliche, rasche, daktylische Ausgang. Der Herausgeber wollte keine metrische Verbesserung auf die Gefahr wagen, daß die Wahrheit und das Leben des Gedankens verletzt würde. *)

*) Z. B. Im zweiten Gedicht auf den Schillerschen Musenalmanach findet sich folgendes Distichon:

»Und der andre, deß Stimme so herrlich tönt in der Hymne,
»Der die Chöre so voll singt und mit leichter Brust.»

Ich gesteh' es gern, daß ich mehrmahls vergebens den Versuch gemacht habe, einen geschmeidigern Vers mit einem Ausdruck zu verbinden, der eben das, und, wie mich dünkt, etwas sehr Wahres und Treffendes, sagt.

Selten glückt es der Hand des Mannes, im feinen Gewebe des leichten weiblichen Fingers einen Faden auszuheben, und ihn mit einem andern zu vertauschen, ohne das Ganze zu verletzen, oder die nachbarlichen Fäden zu verwirren.

I.

Die litterarische Hausfrau.

1.

Den 30ten August 1796.

Was die Männer verstehn und wissen, ihre
Gedanken
Und ihre Kunst, verlanget ein weites Feld
Rühmlichen Wirkens. Es darf des Mannes Ver-
dienst in der Fremde
Bekannter seyn, als unter dem eigenen Dach.
Aber den Weibern geziemt es, daheim zu blei-
ben in allem,
Was sie an Kunst vermögen, was ihrem
Geist
Von den Musen geschenkt ward. — O ihr
glücklichen Frauen,
Was in der eignen Hütte nicht wohlgefällt,

Was die Eurigen nicht verstehn, was sie nicht höher
Und werther halten, was nicht von ihnen mehr,
Als vom Kreise der Fremden geliebt wird, — damit, ihr Lieben,
Seyd nie geschmückt, es ist ein zu theurer Putz!
Dieser blühende Kranz in des Geistes Locken gefalle
Dem Auge treuer Liebe zuerst. Die Hand
Fröhlicher Kinder, die Euch zum Spiele rufen, sie dürfen
In seinen Blumen spielen, ihn ungestraft
Von des Mütterchens Stirne lösen, und neben die Puppe
Vertraulich niederlegen. — Die gute Frau
Und die weise (es wohnet der Frauen Weisheit im Herzen!)

Anmerk. Vers 3. Damit, nicht damit, das Adverbium, nicht die Conjunction.

* * *.

Lebt in der großen Welt für die kleine nur,
Uebet im Stillen hier so manche höhere Tugend,
Zwar nicht dem Ruhme, aber der Liebe bekannt,
Und belohnet von ihr, wie nimmer Verdienste des Mannes,
Von dir, du fremde, neidische, große Welt.

2.

Gelegentliche Fortsetzung.

Den 4. Sept. 1796.

Gehet den stolzen Musen nicht nach, euch in ihre Reihen zu drängen, wenn sie Frühlingsblumenlese halten in Arkadiens Gefilden, in Tempe's Thal, weit entlegen von eurer Hütte. — Es sind leicht geschürzte Jungfrauen, rasch ist ihr Gang, ihr Fuß ermüdet nicht. Wie wollt ihr folgen, im Arme den Säugling, an der Hand das leicht ermüdete Kind?

Aber sie kehren wieder, ihre Körbe mit Blumen gefüllt; es schreitet ihr Chor unsre Hütten vorüber; sie reichen den Bittenden manches Veilchen, — auch in der Eile manchen Rosenstengel, daran die Blume verwelkt ist.

Ohnfern der Schwelle unserer Hütte sanken Vergißmeinnicht aus den Körben der Töchter Mnemosynens. — Ich habe die Verlohrnen aufgehoben, und wünsche, sie frisch zu erhalten (wenn du sie liebst) so lange ihr Leben es gestattet.

3.

Fortsetzung.

Bedarf mein Kind des Glases
Worin ich jene Blume
Mit reinem Thau erquicke,
So laß die Blume welken.
Sie ist ja nicht erbeten,

Ist kein Geschenk der Musen
Aus Gunst, — sie ist entfallen
Dem übervollen Körbchen
Und welkt gewiß doch morgen!

4.

Fortsetzung.

Unser Vergißmeinnicht
Blühet im Auge der Kinder,
Blühet, so lange von uns
Einer lebet, in Herzen,
Die wir nach unsern erziehn.
Liederchen sprechen nur dann,
Wann wir sie lesen.

II.

Glaube und Zweifel.

1.

Böses glauben sie leicht, was Gutes selten und langsam.
Glaub' und Zweifel, wie nah seyd ihr dem Herzen verwandt.

2.

Mit dem Herzen nur glauben und zweifeln die Menschen. — Die Unschuld
Fürchtet kein Unglück, die Schuld athmet im Frühlinge schwer.

3.

Dasselbe.

Glaub' und Zweifel, sie steigen aus dem Herzen.
Unschuld hoffet nach sieben schönen Tagen
Auch den achten noch schön, und siehet am heißen Abend
Still entgegen dem labenden Gewitter,
Aber die Schuld mit immer schwülen Busen
Athmet schwer, wenn schon die Wolken verzogen,
Wenn Erfrischung vom Wald und aus den Thälern
Unter dem hellen Monde weht!

III.

Nach Durchblätterung einiger Journale.

Den 6. August 1795.

Ich sehe wohl, die Schriftsteller sind wie die Weiber. Sie haben ihre Kränzchen nnd Kaffeevisiten, die sie Journale nennen. — Ueber diejenigen medisiren, welche nicht von der Partie sind, ist leider auch hier die beste Unterhaltung.

Die Nachbarin hat uns nicht zu Gevattern gebeten. Schon gut, wir geben auch einen Kindtaufschmauß, und es soll nicht fehlen, daß die Wöchnerin ihre Gäste über alle Tugenden der hochmüthigen, eiteln, närrischen und unverständigen Frau Nachbarin unterhält. —

IV.

Herders Briefe zur Beförderung der Humanität.

1.

Erstes und zweites Bändchen.

Schönes, erquickendes Obst, gesammelt aus den besten Gärten aller Zonen, zum Genusse aufgestellt in silbernen Schaalen. Ach, die mit Küchenspeise schon Gesättigten sehen dich für ein Schaugericht an, berühren dich mit prüfendem Finger, und lassen dich auf dem Teller liegen, indeß sie vielleicht ruhmredig erzählen, wie sie deine Muttergärten selbst besucht, und dort dein ganzes Geschlecht an den Bäumen — gesehn — und wohl betrachtet haben. — —

2.

Das dritte Bändchen.

Man hört darin so viel Schönes, aber man wünscht es zu sehen. Ich arme Blinde freue mich nur mit Thränen über die angenehmen, erquickenden Wirkungen der Farben, wovon ich reden höre. Freilich es sagen die Horen, daß die Menschen aus Norden auch mit sehenden Augen blind sind.

Siehe den ersten Jahrgang der Horen. Die Statue an den Wanderer aus Norden.

V.

Nach einem Gespräch mit — über —.

Den 14. Julius 1794.

Laß mich schweigen und hören, wenn ältere Frauen mit Würde
Auch mit Dünkel und Stolz Urthel sprechen und Recht,

Anmerk. Vers 2. Ūrthĕl nicht Ūrtheil, nach der alten Aussprache. * * *.

Wenn, als wär' ich noch fremd im Kreise der Mutter und Hausfrau,
Man mit Blicken der Huld zum Geschenke mir reicht,
Was Erfahrung und Uebung im Hause ärmlicher Eltern
Früh mich lehrte, ja selbst, was mein Herz mir gelehrt.
Dieses Herz, mein Lieber, das ohne Weisung und Regel
Gattin und Mutter zu seyn, dies zu verstehen sich freut.
Laß die Jüngere schweigen! Zwar Geben ist sel'ger, denn Nehmen;
Aber wüßt' ich nur stets gut zu nehmen, mein Freund!

VI.

Friede, Geduld!

Den 18ten August 1796.

Friede, mein Lieber, Friede! Schon oft ver-
söhnte mein Kuß dich
Mit den Menschen, die, ach, Ruhe su-
chen — im Streit.
Laß uns mit fröhlichem Sinn ertragen wol-
len das Unrecht,
Das nicht schlechter uns macht. — Lie-
be träget ja mit.
Wahrlich, du hast dich geübt in langem, stil-
len Erdulden;
Aber nie mit Geduld, nie mit der in-
nern, mein Freund.

VII.

Pygmalion und Elise.

Den 23. Febr. 1796.

Liegt ein geheimer Sinn verborgen in dieser Fabel,
Den nur ein Philosoph oder ein Künstler entdeckt?
Alles, was mir gefällt, erklär' ich nach eigener Weise.
Traute Fabel, du selbst bist eine todte Gestalt,
Wenn dich der Mensch nicht erwärmt an seinem Busen, wenn Leben
Unser Leben dich nicht mit der Wahrheit belebt.
Lieber, ich kenne die Deutung! Der eignen Jugend Geschichte,
Unsrer Vermählung Glück stellt sich im Bilde mir dar.
Siehe, die Hand der Kunst, der unbefangenen, wählte

Diesen Marmor, begann unbefangen ihr
Werk.
Aber da nun dem Künstler im reinen Marmor
das Bildniß
Seiner Gedanken erschien, wich dir, o Liebe, die Kunst.
Deinen Handdruck fühlte die rege Gestalt, als
die Göttin
Leben und Liebe goß in der Liebe Gebild.
Und mein eignes Verdienst? — ist Treue!
Wahrheit und Treue!
Was mir die Göttin für dich in den Busen geschenkt,
Werd' ich dir ewig erhalten! O blieb es dir
ewig dasselbe,
Was dir, Geliebter, es war, da es die Göttin mir gab. —

VIII.

Glück der Frauen.

Eine gute Frau bedarf, um glücklich zu seyn, nur eines einzigen guten, ihr treuen Menschen. Ein geliebter Gatte, der aufrichtig, wenn gleich nicht immer mit derselben Zärtlichkeit, sie wieder liebt, sey ihr Lebensgefährte. Wann er mit heiterm Auge zur Hütte kehrt, so ist Festtag in des Weibes Seele.

Aber ein guter Mann braucht zu seinem Glück gar vieler guten Genossen. Seine Mitgefährten und Mitarbeiter im Amte, seine Vorgesetzten nach Stand und Würde, so wie seine Untergebnen, müssen freundlich, billig und edel seyn, wenn ihm sein weltliches Leben *) gefallen soll. Man hört oft genug, wie viel Gönner und Freunde, die Männer (die keine Kronprinzen oder Könige sind) sich erwerben und durch allerhand mühsame Künste erhalten

*) Im Gegensatz des häuslichen.

müssen, wenn sie zu Ehren kommen, oder ferner dabei bleiben wollen.

Des Weibes Glück ist auf eine Ambe gesetzt, des Mannes aber auf eine Menge von Zahlen in der Verbindung von Ternen, Quaternen und Quinen. — Hat eine Frau gewonnen auf jene einfache Spielart, die ihr von der Fortuna der weiblichen Natur und Bestimmung selbst vorgeschrieben ist, so wage sie weiter kein bedeutendes Herzensgut, um auch in den andern Spielarten etwas zu gewinnen.

Glücklich geschlossene Freundschaftsbündnisse sind gewiß seltner, als glückliche Ehen, die freilich auch selten seyn sollen. Unser Freund hat noch andre Freunde, unsre Freundin hat noch andre Vertraute. — Da soll man oft vielen Menschen gefallen um Eines willen! — Da wird oft unser Vertrauen durch ein anderes Vertrauen gemißbraucht.

Erwirb dir gute Bekannte, und suche ihre Zuneigung durch redliche Dankbarkeit zu erhalten, aber wenn du Freundschaft begehrst, so warte noch, gute Mutter, bis du deine Töchter zu deinen Freundinnen erziehen kannst.

IX.

Unglück der Frauen.

Machet euer Glück, ihr lieben Männer, aber nehmet euch wohl in Acht, daß wir dabei das unsre nicht verlieren. —

Was es traurig seyn muß, die traute häusliche Gesellschaft des Gatten und Hausvaters zu verlieren, weil er Tag und Abend damit beschäftigt ist, uns und die Kinder vornehm oder reich zu machen. — Ach, spricht der ehrsüchtige Geschäftsmann, der es seinem Weibe nicht will merken lassen, daß er die Liebe über der Ehrsucht verlohren habe, ich arbeite nicht

für mich, sondern für meine Familie. Gehe ich früher davon, so soll sie finden, daß ich für sie gesorgt habe.

Ihr hättet euch also nur darum mit uns verbunden, damit ihr doch wüßtet, wem ihr das Eurige hinterlaßt? — Wir müssen euch, da ihr lebet, entbehren, und sollen uns dabei mit der Aussicht auf unsern Wittwenstand trösten! Wenn wir das könnten, würdet ihr glauben, daß wir euch lieben? Vielleicht, denn ihr selbst liebt uns nicht mehr.

X.

Frage und Antwort.

Frage.

Liebes Kind, wie oft siehst du deinen Vater?

Antwort.

Täglich wohl dreimal, aber er spricht nicht viel mit mir. — Ich sehe ihn des Morgens,

wenn wir in sein Zimmer zum Handkuß geführt werden, und des Mittags, wenn er ein verdrießliches Gesicht hat, und des Abends, wenn er noch lange auf seiner Schreibestube gesessen hat, als der Tisch schon gedeckt war.

Wir sind dann sehr hungrig geworden, und ungeduldig und schläfrig, und es heißt bald, wir sollen gute Nacht sagen. Am längsten sehe ich den Vater, wenn viel ausgeputzte Fremden zu uns kommen. Da sitzt er einmal ruhig bei Tisch, und sieht freundlich aus und spricht viel Lustiges, — aber mit den Fremden.

Frage.

Hast du denn auch deinen Vater recht lieb?

Antwort.

O sehr lieb! (Wie mein Herz! sagt mir die Kinderfrau.) Er sorgt ja dafür, daß wir und die Mutter vergnügt sollen leben können, wenn er wird todt seyn.

Seufzer.

Armes Kind, es soll dir nach deines Vaters Tode an nichts fehlen, darum fehlt dir

jetzt Alles, — das Wichtigste, das Erste, was deine junge Seele bedarf, ein liebevoller, traulicher Umgang mit deinen Eltern.

Nacherzählung.

Jetzt ist der Vater auf viele, viele Tage verreist, denn er hat, glaub' ich, mit dem Könige was abzureden. Er muß nun vornehmer werden und wird mehr Geld bekommen, weil er so fleißig gewesen ist, und wir bekommen eine Kinderfrau, die in einer Florhaube schlafen wird. — Gar viele seidne und bunte Kleider wird der Vater uns und der Mutter mitbringen, auch einen schönen Gruß vom Könige und von des Königs Frau und von der Kinderfrau bei der Frau Königin. Die heißt nicht Frau Lieschen, auch nicht Frau Annchen. Sie geht frisirt und gepudert, und der Vater muß ihr die Hand küssen.

XI.

Dir,

an deinem Geburtstage.

Viele haben, o Bester, dir Liebes und Gutes erzeiget,
Ehe noch neben dir ging die geliebte liebende Gattin,
Ehe noch diese Hände dir Stärkung reichten, mein Auge
Friede weinte dem Streit, von meinen Lippen gesungen
Ein erfreuliches Lied den Kummer vom Herzen dir hauchte.
O beneiden möcht' ich die Menschen, die früher dich liebten,
Früher in deine Thränen vertraulich weinten, und früher,
Weit entfernet von mir, durch einen Handdruck, ein Lächeln
Oder ein freundliches Wort den trübern Tagen des Jünglings

Lächelnde Stunden verliehn. — O seh' ich im Geiste lebendig,
Was sie dir waren, so regt sich Eifersucht mir im Busen.
Aber sie schweiget bald, die Thörin, — dankend erkenn' ich,
Wer *dir* Gutes gethan, der that es auch *mir* und den Kindern.
Ja, wer Gutes dir that und Liebes mit herzlicher Treue,
Deine Mutter, dein Vater (o daß die Theuern noch lebten!)
Wer den Knaben erzog, da seine künftige Freundin
Noch die Lüfte des Lebens nicht athmete, wer dem Jüngling
Vorbild war und Lehrer und Mitgefährte zum Tempel
Friedlicher Weisheit, da noch im Kreise der *ersten* Gespielen
Seine künftige Gattin den Hausstand *spielte*, — sie alle

Haben gesegnet auch mich, noch täglich waltet ihr Seegen
Ueber dem Hause der Tochter, der Freundin, die sie nicht kannten.
O, sie nährten und pflegten, erzogen und schmückten das Meine!
Heilig sey uns ihr Nahme! An jedem Feste des Hauses
Töne das Herz ihn laut, und nenn' ihn die dankbare Lippe.
Blühen sollen die Leben der Freund' im Leben des Vaters,
Das ich den Jungfraun einst, die jetzt auf dem Schooße mir spielen,
Bei der ämsigen Nadel erzähle, du einst dem Jüngling,
(Wunsch wird Hoffnung!) der jetzt noch unter dem Herzen mir schlummert.

XII.

Wieland.

1.

Lieset man Wieland, so ist man in kluger und
feiner Gesellschaft,
Aber ich bitte dich, Herz, werde mit ihm nicht
vertraut!

2.

Den Reinen ist alles rein, was sie genießen; denn das Unlautre genießen sie nicht, obwohl sie es oft genug hören müssen.

Es wundert mich, daß man Wielands Gedichte so allgemein und laut als eine nicht bloß unterhaltende, sondern als eine bildende Leserei empfiehlt. Ich meine aber die Empfehlung nicht bloß in gelehrten Schriften, sondern hauptsächlich die in Gesellschaften.

Oeffentlich darf man hiegegen kein Wort verliehren; wenn man nicht den Schimpf haben will, daß ein muthwilliger Mensch hinter unserm Rücken an das Epigramm erinnere:

»Warum verzeiht mir Amanda den Scherz,
und Almansaris tobet?
»Jene ist tugendhaft, Freund, diese beweiset, sie seys!»

Toben? freilich! — aber: weder verzeihen, noch nicht verzeihen? — sich beschämt, gekränkt, gedemüthigt fühlen, daß man uns mit einem solchen Scherz zu unterhalten geglaubt hat? — mistrauisch und beklommen seyn in solcher Gesellschaft, bei Anhörung eines solchen Buchs? —

Meine Erfahrung über die Menschen — ist nichts; dennoch fühl' ich es wie die sicherste Wahrheit: »Wieland will zwar in seinen »Gedichten nicht verführen, aber er will

»nun einmal den Meisten gefallen, und »er rechnet auf Verführte.« —

Noch habe ich nichts von ihm gehört oder gelesen, was mein Herz aufrichtig lieben könnte, außer dem treflichen Gedicht: Geron der Biederherzige. — Im Oberon, den du mir so sehr empfohlen hast, werden doch Scenen der Ueppigkeit, so künstlich, umständlich und voll guter Laune ausgemalt, daß man den Muth verliert, zu warten, bis die Schwäche in Stärke übergeht, oder bis die Tugend über das Laster triumphirt. —

Beiläufig! Wie ist das zu nehmen: eine Frau zeigte wohl ihr neugebornes Kind mit Freuden der ganzen Welt; aber die Gestalt ihrer Hoffnung suchte sie soviel und lang' sie konnte, fremden Augen zu verbergen? — Oder: sie kleidet und schmückt das Kind in der Wiege mit den Ar-

beiten ihrer Hände, und mag nun wohl, daß hieran auch fremde Leute ihren Fleiß loben; aber vor der Geburt wurde alles geheim gehalten, und die Freundin arbeitete mit der Freundin oft bei verschlossenen Thüren? — —

Ich begehre keine Antwort auf diese Fragen: indeß glaube ich, daß ein Dichter, der von der Liebe dichtet, Dieses und Aehnliches nicht vergessen, leichtsinnig übersehen, oder gar verletzen dürfe, wofern er unsern herzlichen Beifall und unsere Achtung erlangen will.

XIII.

G ö t h e.

1.

Immer sich gleich sind Herder und Klop-
stock, Schiller auch Wieland:
Proteus-Göthe, wer faßt deines Herzens
Gestalt.

2.

Was ich charakterlos benenne, sey nur
manierlos?
Götter, so schützet uns doch unsre Ma-
nierlichkeit!

3.

Im Ernste.

Der Göthe, welcher den Werther gedichtet hat, und der den Götz von Berlichingen darstellt, und der Erwin und Elmire gesungen hat, — und der, welcher dich, du in deiner Schwermuth und Sehnsucht große weibliche Seele, dich, Iphigenia, vor uns erscheinen läßt, und welcher den Doktor Faust hinauf zaubert, und die gefallene Margarethe unter den Eingebungen des bösen Geistes und dem schauerlichen Zwischengetön einer trostlosen lateinischen Messe sich quälen läßt — dieser Göthe hat auch wenig Manier, aber gar wohl einen Charakter, dem er getreu bleibt. — Nur in den Elegien (siehe die Horen erster Jahrgang) und in einigen Schilderungen von Meisters Lehrjahren und in den Epigrammen des Schillerschen Musen-Almanachs von 1796, und vollends in den Xe-

nien möchte man den Verfasser noch eher an der Manier, an Lieblingswendungen und Ausdrücken, als an einer festen Spur jenes Charakters erkennen, den man in seinen frühern Schriften liebgewinnt, hochachtet und verehrt. Wir sagen uns dies ins Ohr: denn wann es auskömmt, so haben wir auf künftiges Neujahr ein Geschenk zu befürchten, das uns nicht erfreulich seyn dürfte. — Penelope ist angewiesen, ihrem Manne Essen zu kochen und die Strümpfe zu bessern.

XIV.

Gemeinspruch.

Ein allgemeiner Satz, ein Gemeinspruch, eine Lieblings-Meinung! — Die neusten Begebenheiten, selbst die originellsten, scheinen uns alte Bekannte, wenn wir ihnen eine von diesen Kappen aus

dem Kleiderspinde unsrer dürftigen Weisheit und Erfahrung aufgesetzt haben.

Schon oft sah ich eine Riesenbegebenheit in der abgetragenen Kinderkappe eines alten Sprüchleins von den Kindern als Spielkameraden begrüßt. Diese Gewohnheit hat ihr Gutes, auch ihr Schlimmes! — Wir würden uns vor mancher Erscheinung mehr ängstigen, wenn wir sie uns nicht auf diese Weise vertraut oder gar gleichgültig machten. Wir würden aber auch mancher seltenen Begebenheit länger nachsehn, wenn wir nicht meinten, es gienge ein alter Bekannter aus unserm Hause.

XV.

Schillers Musen-Almanach
für das Jahr 1797.

I.

Welche liebe Gesellschaft von frohen Männern und Frauen
Sitzet im Hause dort unter bekränztem Dach.
Lieder der Freude vernehm' ich, und Chöre der ernsteren Muse,
Lieblich wechseln Gesang, Lachen und lehrendes Wort.
Edlem Genusse wird hier gehuldigt; die Jugend, die Liebe
Singen ihr Glück, es tönt leise der Becher dazu.
Jedes Alter vergnügt sich, gepriesen wird jegliche Schönheit,
Manche Tugend empfängt von der Muse den Kranz.
Vieles belebt Ein Geist, — du Geist der hoffenden Sehnsucht,

Unnennbares! o du, dem auch der Glücklich-
ste weint.
O, es fühlt sich die Fremde, nach euern Blicken
und Reden,
Wäre dies Herz genug, manchem von
Euch verwandt.
Aber sie nahet nicht; auch Spott der Grazien
kränket!
Unter dem Haufen versteckt, geht sie die Ta-
fel vorbei.
Geht und betrachtet das Haus, und suchet zum
Garten den Eingang.
Doch es schreckt sie ein Lärm aus dem hin-
tersten Saal. —
Wird der Grazien Fest im offenen Hause ge-
feiert;
Feiern im Saale des Hofs wilde Bacchanten
ihr Fest! — —
Ha, das wüste Gesinde! — es schmauset den
Abgang der Tafel,
Alles wird ausgeleert, bis auf das Tröpfchen
im Glas.

Witz und Ueberwitz, Schimpfreden und lautes
Gelächter!
Aller Nachbarn Gesind und der Nachbar muß
dran.
Ist es ernstlich gemeint? — o flieht, sie ergrei-
fen die Gläser,
Werfen das leere Geschirr, werfen die Scher-
ben uns nach.

2.

Fortsetzung.

Zwei der Männer, die dort bei Tafel saßen
(der Eine,
Welcher so gern erzählt, als man freu-
dig ihn hört,
Und der Andre, deß Stimme so herrlich tönt
in der Hymne,
Der die Chöre so voll singt, und mit leich-
ter Brust,)
Wo ich nicht irrte, sie warfen die Ueberreste des
Brodes,

Zierlich in Kugeln geballt, unter uns Gaffer
heraus.
Ernst zwar blieben die Mienen, doch Muthwill
trieben die Hände. —
Dieser Herren Gesind schmiß jetzt
die Scherben uns nach.
Man erkennt die Bedienten an Borten und Kra-
gen der Herrschaft,
Nicht am Muthwill, denn der, — ähnlich
ist er, nicht gleich.

3.

Faunen und Grazien.

Soll ich dem Auge traun und dem Ohr! —
seh' ich dort tanzen
Faunen mit Grazien, hör' ihren Wechselge-
sang?
Ach ich klage so oft, wie hat der Mensch
mich geirret!
Bleiben die Götter doch selbst ihrem Cha-
rakter nicht treu.

4.

Der Mensch ohne Maaß.

„Dieses Buch ist der Mensch — und
noch der bessre!“ — Mein Lieber,
Rede mir tröstlicher, sprich: Weib, du
verstehest das nicht.
Soll ich die Menschen nach meinem? — nach
ihrem Maaße sie messen?
Hier nach dem eigenen Maaß sind sie bald
groß und bald klein.

5.

Der Scherz.

Eure Worte gefallen, auch glaub' ich den
Geist zu empfinden;
Aber es fehlt mir an Muth, diesen Scherz
zu verstehn.

6.

Forum des Weibes,

von Schiller.

(Almanach, S. 89.)

„Frauen, richtet mir nie des Mannes ein-
zelne Thaten,
„Aber über den Mann sprechet das richten-
de Wort.

Bemerkung darüber in Bezug auf die Xenien.

Schön! und häslich! so dürfte mein Urthel
vom Einzelnen lauten;
Ueber das Ganze, fürwahr, fehlt mir das
meinende Wort.

XVI.

Terpsichore von Herder.

1.

Dieses Buch ist ein Mann, zu stolz für die Liebe des Weibes.
Meines Verstandes Ohr höret den kühnen Gesang.
Aber mein Herz erbebt, ihm nachzutönen. Zerdrücken
Müßte der Schwermuth Last, sprengen des Muthes Gewalt
Diesen Busen! Doch ahnd' ich: Heil sey dem kräftigen Manne,
Dem dies männliche Buch bleibet durch's Leben ein Freund.

2.

»Trostlos macht es und tröstet!» — O nein, es
erbauet, und dann erst
Schlägt es nieder! es läßt offen die Wunde zurück.

3.

Die vier ersten Ruinen. *)

Von der Pforte des Eingangs stehn noch die
Pfeiler, man wandelt
Durch Gewölbe voll Nacht, des bangen Klosters Gewölbe,
Hoffend, die Pforte zu finden, die einst zum
Garten geführt hat,
Und die Spuren des Gartens. Hinweg sind
beide, wir sehn uns
Plötzlich am Felsenrand tiefer entsetzlicher Kluft.

*) Herders Terpsichore, 3 Theil.

4.

Die fünfte Ruine.

Ende du solltest der Anfang,
Du Anfang das Ende seyn!
Warum führst du, o Dichter,
Uns vom Himmel zurück, aus jenem Reiche des Friedens,
Dort, wo Leben und Liebe nur eins sind, dort, wo die Rose
Ewiger Jugend blüht, der Unschuld Kränze nicht welken,
Wo die Hauche des Aethers die Thräne des irdischen Kummers
Uns getrocknet schon hatten, wo wir die Schleier uns hoben,
Und mit freudigem Aug' in die Unsterblichkeit sahn!
Warum kehrst du mit uns
Wieder zurück
Zum Prüfungsthal der Erde
Hierhin, wo Schlachten geehrt sind, wo man den Frieden verachtet,

Wo man das Bessere, immer traurig betrogen,
nur hoffet,
Wo sich Freunde verkaufen, und ach der ge-
täuschten Jungfrau
In der Wiege das Kind rufet den Vater
umsonst?

Ja, Ruine,
Das bist du, Gesang!
O du Pforte des Ausgangs,
Einst bekränzet, der Weg zum lichten, blumi-
gen Garten
Eigner, froher Betrachtung, wo vom Richter
verlassen,
Jeder die Gänge sich wählt, die seinem Geiste
gefallen,
Jetzt zertrümmert, und weit durch einen mäch-
tigen Erdstoß
Von der Stelle geworfen,
Ach, vor des Eingangs Stufen liegst du da!

XVII.

Das Sprůchwort:

Hin ist hin, hin kehrt nicht wieder.

I.

»Was du verlohren hast, das bleibt verloh-
ren,
»Vergebens fließt die Thråne, die du
weinst!«
Ein gutes Wort, wenn es die Warnung
spricht;
Ein scharfes Wort, soll es zur Strafe
dienen;
Doch ach, — zum Troste? — O bewahre
mich
In meinem größten Unglůck, guter Gott,
Vor diesem Trost, — damit ich nicht
verzweifle.

2.

Ich hab' es nicht, und mag es nicht erbitten,
Ein männlich Herz, das der Nothwendigkeit
Mit stolzem Sinn gehorcht! Und sollte je
Die kleine Hütte meines stillen Glücks,
Auch nur die Laube, welche Blumen trägt,
Dem Sturm erliegen, und mich nicht begraben;
So dank' ich Gott, wenn nicht mit kalter Brust
Ich thränlos dasteh', wie die Tröster wollen.
Von unsern Thränen nährt die Hof-
nung sich,
Sie lebt in ihnen. — Alles kehret wieder,
Was wir geliebt mit reinem Herzen, was
Als gut und schön sich unserm Geist vermählte.
Es weinet Ceres, ihre Thränen dringen
Wohin ihr Aug' nicht dringt, hinab zu ihrer
Tochter,
Und aus den Gräbern blüht mit jedem Lenz
Persephonens Geschenk an ihre Mutter;*)

*) Hindeutung auf das Gedicht: Ceres Klage, im diesjährigen Schillerschen Musenalmanach.

Bis einst, gerührt von dieser Doppelsehnsucht
Der Lieb' und Treu, dein großes Herz, o
Schicksal,
Nicht länger widersteht, du mit dem Blick
der Gnade
Die Tochter selbst der Mutter wieder-
giebst.

XVIII.

Gedanken

nach Lesung des sogenannten Kalenders der Musen und Grazien, von Schmidt.

(Mit Hinsicht auf manche Behauptung Schillers in seinen Abhandlungen über die naive und sentimentale Poesie.)

Diese Gedichte, höre ich, sollen keine Gedichte seyn, weil sie die alltägliche und dürftige Welt, ohne allen Zusatz der großen und schönen Natur, oder des Idealischen abschildern. Was mich anbetrifft, so habe ich bei Lesung dieses

Kalenders (ich meine aber nicht alle und jede Stücke) einen angenehmen Eindruck empfunden, dessen ich mich nicht schäme. Dieser hatte viel Aehnliches mit dem Eindruck mancher andern Gedichte, die doch von den neuen poetischen Glaubensrichtern nicht unter die Ketzerwerke gezählt werden. Mein Urtheil ist unbefangen, wie mein Gefühl. — O, wie mag doch ein Dichtergemüth so ungerecht seyn, in die freie poetische Welt eine allein rechtgläubige Kirche einführen zu wollen! — —

Herr Schmidt scheint freilich zu sagen: er schildre die reine, schöne Natur, obwohl er, meiner Meinung nach, bloß das alltägliche Leben schildert, und zwar nicht von der Seite, wo auch die Ereignisse dieses kleinlichen Lebens zum herzerhebenden Ideal, zur herzstärkenden großen Natur zurückführen. Aber es ist ein friedliches Alltagsleben, wie man es sich außer den Stunden der Begeisterung, und

zwar in einer begrenzten häuslichen Lage nach Möglichkeit wünscht.

Die Welt ist im Großen und Kleinen so beschaffen, daß unser auf die wahre Natur und das Idealische gerichteter Sinn uns schwerlich jemals mit ihr zufrieden machen kann. Aber wer vermag diese Sehnsucht und Unruhe, so erhaben sie sind, auf die Dauer auszuhalten! Gewiß nicht jeder Mensch, und nicht in jeder Lage seines Lebens.

Wenn wir in den Sandgefilden einer höchst unromantischen Gegend, unter dem Schindeldach eines engen und finstern Häuschens unsre Jugendtage leben, und leben müssen, wenn wir die Arbeiten einer wenigbedienten Hausfrau in dürftiger Küche, oder einer Mutter im unbequemen Kinderstübchen treu verrichten, und dennoch, bei manchen unbefriedigten Ansprüchen unsers Geistes, ein helles, freundliches Auge, ein leichtes, zufriednes Herz behalten

wollen; so müssen wir uns mit kindlichem Sinn über Kleinigkeiten freuen können. — Dieser im begrenzten häuslichen Leben so willkommene und nöthige Kindessinn macht das Glück einer sonst beschwerlichen Ehe. Er macht, daß wir in sandiger Gegend uns ein Gänseblümchen zum Geschenk bringen, als wär' es die erste Rose des Jahres, für den Geliebten schon früh ausgewählt, — daß wir unter unserm Schindeldach dem wiederkehrenden Storch oder der Schwalbe ein freundschaftliches Willkommen entgegenblicken, und ihre Wiederkehr feiern, wie die Ankunft eines alten Freundes, — daß in der dürftigen Küche ein neu angeschaffter Kessel, oder ein wohlgerathener Kuchen uns auf einen halben Tag froh und lustig macht, und wir des Rauches nicht achten, der unser Auge weinen läßt, ohne unser Herz zu betrüben (welches beim Rauch in der Küche nicht immer der Fall ist). — So finster die knappe Schlaf- und Kinderstube ist, wir sehen doch freundlich aus, wenn wir unserm zweijährigen

Töchterchen die erste Tasche umbinden, worin es sein kleines Schnupftuch verwahrt. Die Sache ist uns merkwürdig genug, dem Manne wiedererzählt zu werden, und siehe da, er freut sich mit uns, wenn das Mädchen zeigt, es werde nun bald nicht mehr in die naive Unverlegenheit von Lottens Schwesterchen gerathen. *)

Dieser Sinn, meine Herren, Sie, die vielleicht Frauen- oder Kinderlos sind, oder sonst auf eine sehr bequeme und anmuthige Art zusehen können, wie ihr Hausstand geführt wird, — dieser Sinn ist, wenn ich so sagen darf, das Talent zur häuslichen Poesie eines dürftigen Familienstandes.

Ein feuriger Jüngling, eine sorgenfreie Jungfrau, oder Mann und Weib ohne Kinder, im vereinten Muth der Jugend, der Gesund-

*) Die bekannte Kinderscene in Werthers Leiden.

heit und eines idealisch gerichteten Geistes, ja diese fessellosen Menschen mögen sich an den Sandufern der Ostsee, oder im Lande, wo die Citronen blühen, aufhalten, mögen in einer lichten und freien, oder in einer dunkeln und dumpfen Hütte wohnen, nichts bindet ihren Geist an den Ort, wo ihre Körper leben; ihre vereinten Seelen schwingen sich auf den Flügeln jugendlicher Liebe, wohin schöne Natur und Ideal sie winken. Wo sie auch wohnen, selbst in dem schönsten irdischen Paradiese, — ihr Geist sieht über dieses hinweg, ihr Herz lebt immer in einem geahndeten bessern Jenseit.

Die Dichter singen von diesem seligen Zustande: Wasser und Brod schmecke uns wie Wein und köstliche Aepfel; aber sie sagten vielleicht richtiger: Wein und köstliches Obst, Brod und Wasser schmekke uns gleich.

In einem andern Zustande müssen wir den Wohlgeschmack an einem dürftigen Ge-

richt erst aufsuchen. Unser Kind trägt uns diesen Becher mit Wasser entgegen, es trinkt zuerst. Dieses beinahe tägliche Gemüse ist heute in dem neuen Gefäß zubereitet worden, das wir längst bedurften, das aber jetzt erst von dem seltnen Rest des wöchentlichen Haushaltungsgeldes angeschafft werden konnte. »Es »giebt heute nur Brod und Gemüse, lieber »Mann, aber die Kleine hat ihren ersten Zahn »bekommen, und wir wollen fröhlich hoffen, »sie werde für diesen und alle künftigen Zähne »immer etwas zu beißen haben.« —

O, auch wir haben ein Herz für das Schöne und Erhabne, auch wir sehnen uns hin nach dem Unendlichen und Allem, was seine Spur trägt, aber wir haben täglich wenigstens zwölf, oft vierzehn Stunden auf einem sandigen Steinacker zu arbeiten, der uns ein sparsames Brod giebt; wir haben die Küche selbst zu bestellen, wir glühen und schmachten erst an der Hitze, die uns ein labendes Mahl bereiten

soll; wir sind oft unsre eigne Knechte und Mägde, und neben der Wäscherin steht die schwächliche Hausfrau, macht vor und arbeitet mit, und läßt das Kind, das kaum gehen kann, noch eine Weile an der Schürze zupfen, ehe sie es wieder auf den Schooß nimmt, ihm zu spielen giebt, und dabei, nicht ganz ohne Kunst und Mühe, die Ausbesserung des Leinens vollendet, das heute noch mitgewaschen werden soll.

Ohne jenen Sinn für das Kleine, für tausend angenehme Nebenideen, die auch dem Alltäglichen — Neuheit und Reiz geben, kurz ohne jene Poesie der dürftigen Häuslichkeit, was für ein trauriges Leben würden wir führen! Der prosaische Pflichtgedanke kann uns wohl zu rechtschaffenen und treuen, aber nicht zu geliebten und glücklichen Hausvätern und Hausmüttern machen!

Wenn nun Herr Schmidt durch seinen Kalender dorfhäuslicher Poe-

sie diesem Sinn für die Freuden des gefesselten Lebens, des kleinen begrenzten Hausstandes Nahrung darbieten wollte? — Es ist ja doch nichts poetisch, außer dem theilnehmenden Herzen des Menschen!! — Laß dieses Herz zu seiner Zeit am Großen und Unendlichen, laß es täglich am Kleinen und Endlichen, welches in unserm Lebens- und Pflichtenkreise liegt, einen rührenden oder frohen Antheil nehmen! — Es kömmt hier freilich gar viel auf die Stellung der Kleinigkeit an, ob sie uns im Lichte einer schönen oder im Schatten einer häslichen Nebenidee erscheinen soll. Dies ist die Kunst der Hauspoesie! Ein Herz voll Zärtlichkeit und Treue, das an einem gleichen Herzen ruht, Mann und Frau, die sich lieben, dabei selbst ihre Kinder erziehen, und selbst ihre häuslichen Angelegenheiten besorgen, verstehn diese Kunst, ohne sie gelernt zu haben.

Wer darüber ein Buch schreibt, wagt immer viel, indem der größte Theil der Leser diese Kunst nie bedurfte, und daher wenig oder gar keinen Sinn für sie hat.

Wenn irgend ein deutscher Dichter, den ich kenne, ein allgemein geliebtes Buch schreiben könnte, um den Sinn für diese Art häuslicher Glückseligkeit auch bei denen zu erwecken und zu schärfen, welche den Ehestand fliehn, weil sie ihn für den Stand des Verkümmerns halten, so wäre es wohl Lafontaine. Ich rede hier nach meinem Gefühl. In seinen Schriften leben viele gute Freunde und Freundinnen meines Herzens, die ich ansehe, als ob sie zu meiner Familie gehören.

Fortsetzung.

O ihr großen und stolzen Seelen, die ihr euch in einer Lage befindet, wo ihr nicht erfahren könnt, wie ästhetisch klein, unbeschadet seiner moralischen Würde, der Mensch werden muß, wenn er Ruhe, Zufriedenheit und guten Muth behalten will, verachtet uns doch nicht darum, daß wir manche kleinfügigen Dinge (die wir lieben müssen, wenn sie uns nicht elend, oder doch traurig machen sollen) mit lieblichen Nebenideen bekleiden, und lasset es immer Mückenfüße *) seyn, woran wir in unserm Kämmerlein ein Paar erfreuliche Gemälde aufhängen, die vielleicht einen goldnen Nagel verdienten.

Indem Mann und Frau, Vater und Mutter sich über alltägliche Ereignisse ihrer Familien ergötzen, erhöht und veredelt jeder des andern

*) Eine Art kleiner eiserner Nägel.

andern Freude durch seine Theilnahme, und diese gegenseitige herzliche Theilnahme mag gar wohl der Gegenstand eines edeln Liedes werden.

Zweite Fortsetzung.

Es ist eine Bemerkung von Yorik, oder von Montagne: so lange der Mensch ein schönes Gedicht lieset, oder über große Gegenstände denkt, ist er ein König.

Wie selten aber kann man im Hausstande oder sonst im Geschäftsleben ein paar Stunden der Sorglosigkeit dieser Unterhaltung widmen! — Und gesetzt man kann es, so darf man es doch nicht immer. In der gewöhnlichen Muße ist es besser, daß wir uns gerade mit dem Gegentheil unterhalten. Wir sind kein König und keine Königin! Nicht durch Geben, sondern durch Thun, nicht durch

Anordnen allein, sondern durch Vormachen und Mithelfen können wir unsre kleine Wirthschaft, oder die Geschäfte unsres Amts in gutem Gange erhalten, so lang es Gott gefällt. Die Wünsche nach der Ausführung grosser und schöner Ideen, wie solche, unter bessern Umständen, auch in der Welt des Hausstandes ausgeführt werden können, müssen wir oft genug mit Mühe und mit Gewalt zurücktreiben.

Es ist daher nicht übel, wenn uns jemand ein Lied, eine Schilderung und Erzählung, oder ein ganzes Buch schreibt, worin wir uns wie in unserm eignen Hause wiederfinden, und wodurch wir erbaut und erfreut werden, ohne mit unserm Geist zum Fenster hinaus fliegen zu müssen.

Im Hausstande giebts immer etwas zu thun. Ob die Kinder ein ganzes oder ein halbes Stündchen schlafen werden, wissen wir

nicht. Wir dürfen uns also nicht zu weit von der Kinderstube, wenigstens nicht zu weit von Hause entfernen. Man muß uns leicht abrufen können. — Weh uns, wenn wir eben die Palläste des Idealischen besuchten, und wir nun plötzlich in die Hütte zurück müssen, wo die Wiege, die Wanne oder der Topf am Feuer auf uns warten. Das wird die ruhigste Seele verderben, wenn es oft kömmt; es wird uns verdrossen und ungeschickt machen zu den Pflichten des niedern Lebens.

Zwar heißt es in den Xenien: warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht? — — Indeß begrüße ich den Schriftsteller doch als meinen Hausfreund, der mir mit warmer Theilnahme etwas erzählt oder schildert, was sich auch in meiner Familie zuträgt. Seine Empfindung ist eine Rechtfertigung meiner eignen. Ich werde überzeugt, daß es noch andere gute Menschen gibt, welche die Freude über die Kleinig-

keiten, die ihnen beschieden sind, eben so nothwendig zu ihrem Glück finden, als ich. — Die Simpathie im Großen ist herzerhebend; im Kleinen ist sie erquikkend, tröstend, stärkend.

Dritte Fortsetzung.

Nein, ihr seyd nicht König, nicht Königin! — — Es ist nicht mehr frühe. Das Mädchen ist mit dem Briefe gegangen; die Schlafkammer ist noch nicht gekehrt und zurecht geräumt; dein Kleid bedarf der Nadel; in der Wiege erwacht bald das Kind, und bald läuft am Feuer die Milchsuppe über. — Aber froh und schnell zum Werke! Die Stühle geordnet, den Vorhang zugezogen und die Diele gekehrt! Es sind, Gottlob, nur ein Paar Stiche, ein halber Faden nöthig, um die Wunde des Kleides in eine kaum sichtbare Narbe zu verwandeln. — Glücklicherweise schnei-

dest du schon den Faden ab, da es sich in der Wiege bewegt. — Es zischt am Feuer, aber du kömmst noch zu rechter Zeit. — Siehe, so fördert sich dein Werk unter der eignen Hand bei Lust und Liebe. Die Schlafkammer ist wieder ein Stübchen geworden; du darfst dich in deinem Anzuge nicht verbergen; das Frühstück steht auf dem Tische, das rothwangige Kind liegt dir im Arm, und heiter tritt der mehr gerufene Vater herein, wiederholt seinen guten Morgen mit Handdruck, Umarmung und Kuß, und ist so voll guter Laune, als ob er statt der Akten eine Vossische Idylle gelesen hätte. —

Erinnre dich oft dieses Morgens, und laß sein freundliches Bild dir Trost und Hoffnung geben in den trüben Stunden des Kummers und der übeln Laune, wenn dir nichts von Hand geht, nichts glücken will.

Vierte Fortsetzung.

Es ist allerdings eine edlere Freude, wenn wir bei glücklicher Muße einander in den Armen ruhn, und unsre höheren Wünsche, unsre idealischen Hoffnungen in lieblichen, tröstenden Gestalten vor uns aufsteigen; wenn ich dir dann erzähle: Unsre Auguste hat heute auf mein gutes Wort ihre neue Puppe der kranken Schwester gegeben. Ich sah Thränen in ihrem Auge, aber mit einer rührenden Anstrengung enthielt sie sich des lauten Weinens, und verbarg ihr Gesicht in meinen Schooß. Als sie es wieder erhob, liefen ihr die Paar Thränen über die Wange, und ihr Auge sah mich offen und freundlich an. Ich sollte vergessen, daß sie weinen gewollt! — Da ich ihr einen Kuß gegeben hatte, eilte sie zum Bette der Schwester und sagte: »Behalte nur, Schwesterchen, »behalt' und spiele! Ich will dir Alles bringen, »du bist krank!« — Schöner Beginn einer frohen Selbstüberwindung aus Liebe, sey uns heilig! —

Aber auch dies ist nicht übel: »Kommt »du doch auch her, lieber Mann, und nimmt »deine Weihnachtsbescherung in diesem Kuß, »und sieh, wie die Kinder sich über den Buchs»baum und über die bunten Wachslichter und »über die blanken Aepfel und Wallnüsse freuen, »die ich noch gestern vergoldete, als du schon »schliefest.« — Nein wahrlich, auch das ist nicht übel, und darf nicht sobald vergessen werden, damit man auch zu Ostern und Pfingsten noch ein Weihnachts-Stündchen habe.

XIX.

Allerhand Bemerkungen.

Einige darunter für's Haus.

1.

Wehe euch, ihr modernen Gesellschaften, wo man die Besorgniß: ob nicht vielleicht dieser oder jener Scherz ein jungfräuliches Gesicht er-

röthen machen könnte, zu den Peinlichkeiten der großväterlichen Welt rechnet.

Wie die immer wieder angeblasene Kohle endlich zu Asche verglüht, also verglüht auch das Gefühl der Zucht in der zu lang oder zu oft ausgehaltenen Glut des Schamerröthens.

2.

Ich zweifle, daß die Männer in der That schwerere Geschäfte haben können, als die Weiber, welche selbst ihrem Hausstande vorstehen. Eines der schwersten dünkt mich die Regierung des Gesindes, so wie solches jetzt beschaffen ist. Es muß ruhig, zufrieden und doch in Ordnung und Thätigkeit erhalten werden. Eine Kinderfrau insbesondere ist Vice-Königin in einer Hausstandsprovinz, wo sie uns gar leicht das Scepter aus den Händen winden kann, wenn wir nicht beständig auf unsrer Hut sind. Eine gewisse Autorität müssen wir ihr stillschweigend zugestehen; ohne diese würde sie

ihr Amt nicht gut verwalten können. Aber es muß unserer Oberregierung dadurch kein Eintrag geschehen. Wie dies aber zu machen sey, das eben ist der Knoten, der eine behutsame Auflösung verlangt. —

Das Gesinde ist freier und unabhängiger, als gewöhnlich der Hausvater selbst, wenn er in öffentlichen Diensten steht. Männer zu öffentlichen Posten werden nicht eben gesucht. Der Staat hat immer die Wahl unter Hunderten, die sich mit Bitten und Flehn antragen und zudrängen. Nach Dienstbothen aber wird alle halbe Jahr gefragt und ein neues Unterkommen ist ihnen ziemlich gewiß. Schon hierin find' ich eine Ursache, woher einem andern Vorgesetzten die Lenkung einer Menge von Unterdienstleuten um gar vieles leichter werden muß, als einer Hausfrau die Regierung über zwei oder (bewahre der Himmel!) gar über drei Mägde.

3.

Es ist eine Pein, wahrnehmen zu müssen, daß man uns, wenn auch noch so geschickt, doch mit Mißvergnügen und Unzufriedenheit bedient. Wir wünschen, daß unsere Hausgenossen nicht bloß ihre Pflichten genau erfüllen, sondern daß ihnen solche auch nicht lästig seyn mögen. Das verdrüßliche, widerwillige Gesicht, womit uns das Essen aufgetragen wird, ist uns zuweilen unangenehmer, als die heitere Unvorsichtigkeit, welche Schüssel und Essen zu Boden fallen läßt.

4.

Willst du freundliches und gutes Gesinde haben, so erzeige dich gütig, aber mit Ernst. Halte deinen Dienstboten in der ersten Zeit, da er sich dir noch zu empfehlen wünscht, mit gleichmäßiger Strenge zu seiner Pflicht an. Die Herrschaft, welche Anfangs gegen das Gesinde zu höflich ist, wird hernach gemeinhin

zu grob. — Tadle Unordnungen mit Nachdruck, aber beschäme niemand, der noch roth werden kann, vor fremden Augen. — Erwecke Vertrauen zu deiner Gerechtigkeit. Darum vergiß nicht, mitten in deinem Tadel den Getadelten an das zu erinnern, was er einmahl sehr brav und geschickt gemacht hat, und gieb ihm Muth zur Besserung, indem du ihn aufforderst, sich selbst wieder gleich zu werden.

5.

Lobe dein Gesinde nicht sogleich, als es seine Sache gut gemacht hat, sondern spare dies Lob bis auf die Zeit, wenn du zu tadeln hast: damit dein Tadel durch den Zusatz jenes Lobes die herbe Bitterkeit verliere, und er um so leichter Eingang finde in das Herz des Getadelten.

6.

Es war nothwendig, daß man den Weibern endlich die öffentliche Ehrenerklärung that, sie sind Menschen, und haben ihre unverletzbaren Menschenrechte, wie die Männer. Diese Gleichheit liegt in der Vernunft, welche von keinem Geschlecht weiß und der Himmel gebe nur, daß sie gehörig geachtet werden möge.

Wenn ich aber lese, daß eine Staatsverfassung gewünscht wird, worin diese Gleichheit die feinsten und schönsten Unterschiede des Charakters beider Geschlechter aufheben müßte; so kömmt es mir vor, als verlange man ein Instrument, auf welchem der Diskant wie der Baß klingen, oder wo es eigentlich gar keine hohen Töne geben soll. Was in aller Welt müßte das für eine Musik seyn, die auf einem solchen Instrument gespielt würde! — Ohne Mannigfaltigkeit ist keine Harmonie möglich, aber gar wohl ein Rauschen und Lärmen. Zer-

bildeten sich die Weiber zu Männern, so würde Alles, was man noch Musik des Lebens nennen kann, sich in ein einförmiges Tosen unruhiger Meereswellen verwandeln.

7.

Es kann einer guten Sache, selbst der Tugend, nichts nachtheiliger seyn, als wenn man beständig von ihr spricht, und sie dazu immer bei einerlei Namen nennt. — Kaum hat Herder Briefe zur Beförderung der Humanität geschrieben, so fangen alle Journale und Lesebücher an von Humanität zu sprechen, und in Gesellschaften lobt und tadelt man mit den Worten human und inhuman.

Gesetzt man wüßte auch immer, was man damit sagt, so wird doch durch den alltäglichen Gebrauch der Name selbst alltäglich, und seine ganze Bedeutung wird daher immer weniger und weniger erwogen. Geist und Leben gehn

verlohren, und der todte Buchstabe wird unleidlich und ekel.

Das zweite Gebot in seiner ganzen Anwendung heißt: du sollst den Namen alles Guten nicht unnütz führen! —

XX.

Gedanken nach mancherlei Lektüre.

1.

Voß, der Dichter.

Deutsche Geradheit und Kraft, deutsche Laune und deutscher Witz, selten findet man euch mit so viel Leben, Anmut und Gewandheit gepaart.

Andre Musen rufen uns in die Einsamkeit, oder verweilen mit uns nur im engen Kreise trauter Freunde. Diese Muse aber lockt in Gesellschaft, und ist in der fröhlichsten Stunde willkommen. — Ach, wenn sie nur niemahls

bei ihren muntern Scherzen vergäße, daß sie — eine Jungfrau ist.

2.

Ramler.

Welch eine Pracht, welch ein Pomp! Die Musen halten eine feierliche Prozession. — Sinn und Phantasie und Verstand werden lebhaft beschäftigt, nur allein du, armes Herz, hast ungerührt bleiben sollen.

3.

Gewisse Kantaten.

Die Rezitative sind Blicke in einen Guckkasten, die Arien und Zwischengesänge sind gottselige Gedanken über das, was man so eben im Guckkasten gesehen hat.

4.

Gleim.

Glückseliger Greis, du hast dein ganzes schönes Leben als freier Jüngling gelebt. Scherzend besangst du die Liebe, fröhlich und freundlich ist der naive Witz deiner arglosen Laune in den Liedern deiner frühern Jahre. Bei diesem unbefangenen Geiste blieb dir ein heller Blick auf die Begebenheiten der wechselnden Zeit, und ein feurigtheilnehmendes Herz. — Nicht wie ein Greis, der nur das Vergangne lobt, dem nur das Alte gefällt, sondern mit dem Interesse des Mitlebenden, Mithandelnden, mit dem Interesse des Jünglings (obwohl zugleich mit der Gerechtigkeit des erfahrnen und prüfenden Alters) besingst du noch jetzt den Krieg und den Frieden, und jede bedeutende That des vielgestalteten Genius unsrer Zeit!

Erquickende Erscheinung in diesen Tagen der stürmischen Leidenschaft, der überspannten

Kraft,

Kraft, so wie der thatlosen Ohnmacht, der herzlosen Gleichgültigkeit!

5.

Nach Lesung verschiedener Dichter aus der Mitte unsers Jahrhunderts.

Du lieber Genius der Fröhlichkeit, du unbefangner, zweifel- und sorgloser Geist, der du vormahls in den trauten Sonn- und Festtags-Gesellschaften unsrer guten, gesunden und ruhiggläubigen Väter und Mütter erschienen bist, Lachen und Scherz im Gefolge, — ach, wohin entflohst du, und wann kehrst du wieder! — Ueberall such' ich dich vergebens! Aber in den Dichtern aus den Zeiten der aufblühenden Kunst in Deutschland höre ich noch das erfreuliche Echo deiner lustigen Stimme. — In den Freudenliedern eines Utz, eines Gleim, eines Hagedorn athmet deine leichte Begeisterung, sie athmet aus einer ungepreßten, von Zweifeln, von unbestimmter Sehnsucht und

Hypochondrie ungeängsteten Brust. Ein wohlklingendes Gelächter des arglosen Witzes lässest du harmonisch in den Gesang der Empfindung eintönen.

Die Dichter unsrer Zeit sind schwermüthig. Sie seufzen in ihren Liedern: Genieße, armer, vergänglicher Mensch, weil du bald davon mußt! — oder sie betäuben sich und uns mit schauerlichen Ditiramben. —

Ach, die Zweifelphilosophie hat aus dem Herzen den Glauben verscheucht, und die verschlimmerten Sitten haben dem Leibe die Gesundheit entwandt, und mit beiden Gütern entwichest auch du, lieber Genius der lachenden Fröhlichkeit!

—

XXI.

Liebe.

Dichter bestreuen den Pfad der Liebe mit
himmlischen Rosen,
Frühling schmücket die Flur, des Herb-
stes Segen die Bäume;
Aber es sinket vom Himmel
Weder Blume noch Frucht herab.

Was den Menschen erfreut, erzieht die Sor-
ge des Menschen.
Wechsellos bleibe die Liebe, doch ändert sich
täglich das Leben;
Daß wir leichter es wallen,
Dafür soll sie gesegnet seyn.

Hoffet nicht allzukühn! — Ach, nur im Träu-
me der Hofnung
Wohnet der Himmel auf Erden; das glücklich-
ste Leben erblasset
Vor dem Zauber-Gebilde
Der allmächtigen Phantasie! —

Suchet kein Paradeis, Ihr habt es denn selber gepflanzet!
Zieht in dem eigenen Garten bescheidene Veilchen der Freude,
Manche Früchte des Sommers
Sparet weislich zum späten Jahr!

Lernet das Gute genießen, ertragen das Böse! — Die Liebe
Beut Euch willig die Hand! Sie ist des Lebens Gefährte;
Tauschet sie nicht mit dem Ziele:
Myrthe kränzet den Sieger nicht!

Trinket aus ihrem Becher Euch Kraft zur Arbeit des Lebens,
Fühlet erweitert das Herz, auch fremdes Wohl zu umfassen:
Willig fließe die Zähre,
Tröstend in fremde Noth geweint.

Bleibet der Liebe getreu! — Sie paa-
ret Tugend und Freude,
Pflicht wird schöne Natur. — Der Lohn
ist edel: ein Handdruck,
Ein zufriedenes Lächeln,
Gleichgefühle der treuen Brust.

Bleibet der Liebe getreu! Sie führt
zum Ziele der Menschheit,
Wandelt dort ihre Gestalt; der Mitgefährte
wird Engel,
Reicht uns die Kränze des Sieges,
Die er selber erringen half.

XXII.

Fragment.

Ein Groschen gilt doch immer noch vier
Dreier,
Wenn gleich das Kupfer durchscheint, das Ge-
präge

Zur Hälfte abgerieben ist. — Es kömmt
Bei solcher Münze nicht auf innern Werth,
Nur auf den äußern an, den ihr der Stempel gab.
Sie geht im Schuß, und flüchtig überblickt
Des Krämers Auge die verlangte Zahl.

Euch, ihr Dukaten, ward es nicht so gut!
Ihr steigt und fallt; ihr geltet nicht im Schuß;
Ein jeglicher von euch wird scharf geprüft,
Und nachgewogen auf der feinsten Wage. — —

Indeß, mein Freund, wenn dein Verdienst dem Golde
An Würde gleicht, bist thöricht du genug,
Des Groschens Adel wirklich zu beneiden? — —

— — — — — —

XXIII.

Trauriger Wechsel.

Welch ein trauriger Wechsel! — Die Weisheit kömmt in dem Alter,
Und mit der Jugend entfliehn Schönheit und fröhlicher Sinn! —

XXIV.

Bitte an die Weisheit.

Wann einst die Blüten der Jugend gefallen sind,
Und wann das Laub erbleicht; —
Wann eine Kraft nach der andern
Begraben wird,
Und wir nun traurig dastehn
Am Hügel der Vorzeit,
Der unsre Lebensfreuden
Auf ewig deckt;
O so erscheine du dann, du ernste Weisheit,

Mit deinem schauerlich-erhabnen Trost
Aus unbekannten Welten:
Aber vergiß nicht,
Auch ein lindes Thränentüchlein
Mitzubringen! —

XXV.

Furcht und Hoffnung.

Klein war der Hausstand,
Worin ich lebte
Von Jugend auf.
Aus fernen Landen
War der Vater,
War die Mutter gekommen,
Und im Vaterlande der Kinder
Lebten die Eltern
In der Fremde.
Eng geschlossen
War der Kreis
Der ganzen Familie.

Und dennoch sind
Von diesen Wenigen
In wenig Jahren
Zwei in die Erde verscharrt.
Sie ruhen
Unter Hügeln
Von leichtem Sande
Am kalten Ufer
Der stürmischen Ostsee.

Größer wird jetzt
Und immer größer
Der Freunde Kreis,
Der Herzvermählten
Und Herzvertrauten.

Es wandelt die Tochter
Am Arme des treugeliebten,
Treuliebenden Gatten,
Und freundliche Kinder spielen
Um ihre Schritte.

Für drei Leben
Drei Herzen mehr
Hast du zu fürchten,

Leichtbewegtes Herz? — —
Aber auch zu hoffen!
Und warum hoffest du nicht?

Trotzig und verzagt
Ist des Menschen Gemüth!

Alles Gute,
Was vom Himmel
Hernieder kömmt,
(Ein Geschenk der Gnade)
Alle Freudentag' und Stunden,
Den freudigen Hochzeittag,
Den tröstlichen Tauftag,
Von keiner Wolke getrübt,
Erleuchtet von Sonn' und Mond und Sternen,
Das alles dünket den Menschen
Ein wohlverdienter Lohn,
Ein Lohn des Daseyns und Lebens!
Und er fodert sein Eigenthum,
Mit lauten oder stillen Worten,
Von dem Wesen,

Das ihm gerufen hat:
Sey und lebe!
Aber das trübe Gewölk,
Und den Sturm und Regen,
Und die Angst
Der Geliebten um den Geliebten,
Und der Mutter
Um ihre Kinder,
Und das Sterben mit allen Sterblichen,
Das dünkt ihm Laune
Des ungerechten,
Gewaltthätigen Himmels,
Der es vergißt,
Daß er ein ewiges Leben
Und ewige Freuden uns schuldig war;
Schuldig
Durch den kühnen Versuch,
Leben und Lebenswunsch,
Und den heißen Durst
Nach dem süßen Obst
Und dem Wein des Lebens
Einzuhauchen diesem Gebild von Erde!

Darum empfängt der Mensch sein
Glück,
Mit halber Freude,
Wie der Knecht seinen Lohn,
Und hoffet
Mit halbem Herzen;
Aber mit ganzem Herzen fürchtet er!

Ein paar Worte
über das Leben der Verfasserin. *)

Anna Maria Dorothea Elisabeth Mnioch, geborne Schmidt starb den 18. April 1797 an den unbekanntgebliebenen plötzlichen Folgen einer zwar schweren, aber nicht widernatürlichen Geburt. Wenig Tage vor ihrer Niederkunft trat sie in ihr zwanzigstes Jahr. Sie schien zwar in voller Gesundheit zu blühen, aber ihr Kör-

*) Nicht aus der Feder des Herausgebers.

per war klein und schwächlich, und sie gebahr jetzt ihr drittes Kind.

In Neuschottland bei Danzig, wo ihr Vater eine Unterofficiantenstelle beim Zollamte bekleidete, wurde sie gebohren. Nachher lebte sie die Jahre ihrer frühen Jugend in Neufahrwasser am Ausfluß der Weichsel, wohin ihr Vater als Besucher beim Packhofe versetzt worden war. — Hier wurde sie die Schülerin ihres nachherigen Mannes, allmählig seine Freundin, und endlich seine Gattin.

In dem dunkeln, anspruchlosen Stande, worin sie ihre Kindheit zubrachte, wurde sie schon früh wegen ihres sanften Herzens und einer gewissen stillen Besonnenheit, welche selten diesen Jahren eigen ist, von den Familien der dortigen Honoratioren ausgezeichnet, und gern zur Gesellschafterin ihrer Kinder gewählt.

Sie war fleißig aus Wohlgefallen an dem, was sie lernte, und aus Achtung gegen den Beifall ihres Lehrers, hernach aus persönlicher Liebe. Von ihrem dreizehnten bis zu Ende ihres funfzehnten Jahres vergönnte sie sich kaum zwei oder drei Stunden des Tages zu eigentlicher Erholung und jugendlichem Vergnügen.

Ihre zufällige frühe Leserei waren Gellerts Schriften gewesen.

In ihrem vierzehnten Jahr gewann sie ein vorzügliches Interesse an Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Um auch die Einleitung in diese Geschichte im Ganzen zu fassen, versuchte sie den Plan derselben auszuziehen.

Bei ihrem wahrhaft weiblichen, sanften Charakter scheint jenes so vorzügliche Interesse an der Geschichte eines fürchterlichen Krieges sonderbar. Sie selbst wußte es sich nicht bestimmt zu erklären.

Ihre spätere Lieblingslektüre waren die besten Dichter unsers Vaterlandes, unter denen Schiller, Herder und Göthe in ihrem Herzen obenan standen.

Sie las selten, wenn sie allein war; am liebsten las sie ihrem Manne vor, oder ließ sich von ihm vorlesen. Aber sie schrieb nur in einsamen Stunden, und immer nur gelegentlich. Sie setzte sich nehmlich nicht absichtlich an den Pult, um über diesen oder jenen Gegenstand ihre Gedanken zu entwerfen; sondern wenn sie auf ein paar Stunden von den übrigen Haushaltungsgeschäften befreit, sich mit der Nadel beschäftigte, und ihr mitten unter der Arbeit irgend ein Gedanke, eine Empfindung so lebendig wurde, daß sie solche auszudrücken wünschte, so nahm sie ein Blättchen Papier, das ihr zur Hand lag, und schrieb (oft nur mit Bleifeder) nieder, was sie glücklicher Weise im Ausdruck beinahe schon vollendet gedacht hatte. Sie legte Papier

und Feder sogleich bei Seite, wenn sie merkte, daß ihr der Ausdruck fehlte, oder daß ihr die Wahl desselben zu viel Zeit kosten würde.

Es gab zuweilen die Frage: ob nicht einige dieser Blätter auch einem Fremden zu Gesicht kommen, ja ob sie nicht in einem Journal abgedruckt werden dürften? — Mit dem strengsten Ernste war sie dagegen. Sie äußerte oft gegen ihren Mann: »Ich fürchte, daß, wenn »ein Fremder diese Versuche sähe, man mich »vielleicht für ein literarisches Frauenzim»mer halten möchte. Ich würde es dann schwer »haben in Gesellschaften. Man würde mich »nach Dingen fragen, die ich nicht verstehe. »Auch merke ich, daß man sich gegen litterarisch »geglaubte Frauen öffentlich mehr erlaubt, als »gegen ein stilles, alltägliches Weib. Man setzt »jene öfter in Verlegenheit, um zu sehen, wie »ihr Witz ihnen heraushelfen wird. Man be»handelt sie beinahe wie Männer. — Wie es »mir dabei gehen würde, weißt du am besten.

»Mir fehlt es überhaupt an Witz, und in sol-
»chen Fällen verliehr' ich noch dazu die Gegen-
»wart des Geistes.«

»Ich bin eine gute, friedliche, und
»darum vielleicht geliebte Zuhörerin, und
»man muß noch nicht auf den Gedanken kom-
»men, daß ich auch ein zweifelndes oder beleh-
»rendes Wort mitsprechen könne. — Manche
»gute Dame, die jetzt der lehrbegierigen jungen
»Person als Lehrerin zugethan ist, würde es im
»Herzen übel nehmen, daß ich noch etwas an-
»deres aufschreibe, als die täglichen Wirth-
»schaftsausgaben oder die Wäsche.«

Sie blieb also bei ihrem so kurzen Leben von dieser Seite unbekannt. Nur ein paar Freunde ihres Mannes haben gewußt, daß sie zuweilen wohl ein Verschen niederschrieb; nur ein paar Familien in Danzig besizzen theils Briefe, theils kleine Gelegenheits-Gedichte von ihr. Wenige Monathe vor ihrem Tode

legte Sie einige ihrer Aufsätze zusammen und überschrieb solche: Zerstreute Blätter, beschrieben von Maria Mnioch — Daß: beschrieben, hier in dem Sinne zu nehmen ist, wie in dem Ausdruck: beschriebenes Papier, versteht sich von selbst. Die Grazie der Bescheidenheit, war eine von den Göttinnen, denen diese Frau Altäre in ihrem Herzen errichtet hatte. —

Ihre Gesinnungen, ihre Gefühle, ihre ganze aufrichtige und redliche Seele lebt in allem was sie niederschrieb.

Seit August 1796, wohnte sie mit ihrem Manne in Warschau, welcher hier die Stelle eines Assessors bei der Südpreußischen Lotterie Direktion angenommen hatte. Entfernt von ihren geliebten Eltern, in einem noch nicht ganz entfremdeten Lande, ohne die vormahls gewohnte mütterliche Unterstützung in ihren Geschäften als Hausfrau und als Mutter von

zwei Kindern, und bei der Erwartung einer so nahen Vermehrung ihrer Familie und ihrer Sorgen, blieb dennoch ihre Sehnsucht gehalten; die Wünsche der Erinnerung waren nie von beunruhigenden Klagen begleitet; Trost kam aus dem Munde der Betrübten, und die Hofnung leuchtete aus dem Auge, worin die Thräne stand! — —

Auch hier schloß sie Bündnisse der Freundschaft, und sah sich aufrichtig geliebt von Allen, in deren Zirkel sie lebte. Nie ist ihr eine tadelnde Bemerkung über Menschen entfallen, deren Umgang sie genoß. Ohne eigentliche Erfahrung in der Menschenwelt wurde sie doch durch ein gewisses Gefühl, was der unverkünstelten weiblichen Seele eigen zu seyn scheint, sehr gut und sicher in mancherlei Fällen geleitet, wo dem Manne nur eine erlernte Politik aushelfen kann. Ihre Verschwiegenheit, ihr Zurückgezogenseyn in sich selbst, die billige dankbare Geduld womit sie hörte, was

man sie umständlich lehren wollte, und was sie schon wußte, kurz ihr durchaus vorsichtiges und gutmüthiges Betragen in der Gesellschaft — waren keine Wirkungen einer vorher wohl überlegten und durch eigne oder fremde Erfahrungen erprobten Lebens-Maxime, sondern eines guten Herzens und eines feinen Gefühls von ihrem Verhältniße und dem Geiste des Orts und der Zeiten, in denen sie lebte.

Ihrem Manne, der zuweilen das Unglück hat, die ganze Welt für eine Gesellschaft guter Freunde anzusehen, wurde sie ein warnender und leitender Genius. Ihre Meinung von manchen Personen, die er genau zu kennen glaubte, war oft von der seinigen in den wesentlichsten Punkten verschieden; oft entdeckte er mit Freude, noch öfter mit Betrübniß, daß die Stimme des Genius wahr geredet hatte. —

In den Jahren der sonst so leicht bewegten Jugend führte sie ihren Hausstand mit unver-

droßner Selbstthätigkeit, und erfüllte bei immer freudigem Sinn alle Pflichten der Gattin, Mutter und Hausfrau unter Umständen, die ihr wenig Bequemlichkeit darbieten konnten.

Eine gewisse, in unsern Tagen so seltne Jungfräulichkeit der Seele blieb ihr wahr und natürlich bis an das Ende ihres Lebens und ihrer vierjährigen ehelichen Verbindung. — — Ihre Asche ruht auf dem Gottesacker der lutherischen Gemeinde zu Warschau. Manche redliche Thräne der Freundschaft ist mit den Thränen ihres Gatten und ihres ältesten Kindes, in ihre Urne gefallen. —

G.

Aus einer von mir angefangenen, aber wegen Krankheit, Sorg und Gram bis jetzt unvollendet gebliebnen Schildrung des Lebens und Karakters meiner verstorbenen Gattin hat ein Freund den vorstehenden kleinen Auszug ge-

macht. Sollte das Publikum durch die hier mitgetheilten kleinen Versuche so viel Interesse an der Verfasserin nehmen, daß es nicht unschicklich und zudringlich wäre, ihm den Karakter derselben **ausführlich** zu schildern, so wird diese Schilderung nebst einer Nachlese aus den Papieren der Verstorbenen im nächsten Bändchen erscheinen.

Mnioch.

VII.

Schattenrisse nach dem Leben.

Gezeichnet

in Stunden der Muße

von

Mnioch und Mar. Mnioch, geb. Schmidt.

1797.

1.

f: a.

Ein Geschäftsmann.

»Laßt uns mit Strenge gerecht seyn, ob
Freunde fallen und Feinde!
»Mild' und Billigkeit sind Pflichten
nur gegen uns selbst!«

2.

D. A. u. Z. R. R.

Auch ein Geschäftsmann.

»Sind wir nicht Richter, so laßt uns den
Nachbar billig behandeln;
»Rechtliches Urtheil, ihr Herrn, treffe
die Richter zuerst.«

3.

G. e. r. s

Der Weltmann.

»Hänget doch unser Glück am Urtheil der
Narren und Schurken!
»Beiden ehrlich gedient; nennet die Klug-
heit — human!

4.

D. R. sch

Der belobte Erzähler.

Wahrlich er redet
Wie ein Buch! —
Zierlich sind die Phrasen und sinnreich;
Und die Wendungen
Bald fein und zart mit schalkhaftem Seiten-
blick,
Bald kräftig und dreist,
Fuß und Nas' und Auge vorwärts gerichtet. —

Wahrlich er redet wie ein Buch,
Aber leider — auch aus dem Buch!

M. M. g. S.

5.

s. h. r.

Ein Schüler Kant's.

Freund, wir wissen es schon, du warest ein fleißiger Schüler:
Hast in der Schule dein Aug' nie von dem Lehrer verwandt,
Hast mit geizigem Ohr ein jedes Wörtchen belauert,
Und die Bedeutung sogar, eh' sie verhauchte, gehascht;
Ja, es fehlet nicht viel, die Nase deines Verstandes
Hätte beinahe drin Geist, (ihn uns zu niesen) verspürt.

Aber, wer könnte dich kennen, und sollte das
Alles nicht wissen?
Sagst du doch täglich, o Kind, deine Lectjo-
nen *) uns auf!

6.

Derselbe.

(Ein Gespräch.)

Gast.

Ich bring' den Knaben mit zum frohen Feste
Des lieben Neujahrs. Er versteht den Becher
So gut zu leeren, — wie sein Tintenfaß,
Und wie das Füllhorn nicht gemeiner Weisheit.

Wirth.

Willkommen, Knäblein, kenne dich von Namen,
Und habe schon gehört, daß du viel Gutes

hören

*) Statt Lectionen. — Eine Lichtenbergi-
sche Lizentia poetika.

Und sehen lassen kannst. Setz dich und sey vergnügt,
Und thu, als wärst du hier zu Hause! —

Knabe.

Schönen Dank! —
Doch wie verstehn Sie das, mein werther Herr,
Was Sie da sagten, und was haben Sie
Bei diesen Ihren Worten sich gedacht? —
Mein Lehrer, Doktor Kant *) in Königsberg,
Behauptet, (und mit Recht) es sey ein Unsinn,
Das Gute — viel zu nennen, und zu sagen:
Es läßt sich hören, sehn et caetera. — —
Für's Erste merke man: das Gute ist
Nur Eins, und zwar der reine gute Wille!
Für's Andre ist das Gute nicht ein Ding,
Das in die Sinne fällt, das man mit Aug' und Ohr

*) Doctor Philosophiae, i. q. magister.

Und Nas' und Zunge kürzlich fassen kann! —
Denn, merken Sie, mein Freund! : : —

Wirth.

Frau, bring' doch Essen her
Und Trinken! — Da ist Kuchen, Kind, und Wein
Ein volles Glas, hier auch ein Bildniß, Liebchen,
Vom Herrn Professor Kant! — Ergötze dich,
Greif lustig zu, und trinke, was du kannst,
Und fürchte nicht, daß, weil es Neujahr ist,
Die Herren hier dein Pensum hören wollen.

7.

Eben derselbe.

Selten höret er an, was ihm der Nachbar entgegnet,
Käm' auch der Bissen im Mund unzermalmet hinab!

8.

Noch derselbe.

»Wäre die Zunge mir frei, du solltest verstummen! — Man höret
»Lauter ungründliches Zeug, unverdaulich dem Geist! —
»Alle Wetter, der Kerl verwechselt mir Uebel und Böses,
»Tugend und Glück, und nennt Wissen, was Glauben nur ist!
»Harte Speise hinab, und magst du den Magen verderben;
»Vor undaulichem Zeug rett' ich doch meinen Verstand!«

9.

Wie oben.

»Wahrlich, uns thut die Zunge schon weh, Kinnbacken und Hände
»Schmerzen uns! — Redet nur fort, — ruhen wollen wir jetzt!

»Ordnet nur alles mit Fleiß, und feget die Lauf-
bahn und setzet
»Zierlich die Kegel uns auf, — unsere Ku-
gel trifft neun!»

10.

l. l. k. b.

»Heute bedarf ich das Karmen, bedarf den
Kuchen zum Feste,
»Dichter und Bäcker, ihr seid traulich heut
von mir gegrüßt!
»Morgen ist Alles vorbei! — Der Kuchen ver-
daut sich im Kurzen,
»Und die Karmina thun bloß noch dem Ku-
chen den Dienst.»

11.

C. u. Z. u. F. u. D.

Lachende Amoretten mit zierlichen Bogen und Pfeilen,
Drunter ein Faunen-Chor mit Knotenstöcken und Keulen!

12.

o. * h.

(ordinäre fünffüßige Jamben.)

Wir halten nichts vom Maaß der Etikette,
Es ist an sich ein krüppelhaftes Ding.
Doch Euch, Ihr Herren, die Ihr unsern Geist
Und unser Herz damit zu messen glaubt,
Euch messen wir nach Recht und Billigkeit
Mit euerm eignen krüppelhaften Maaß.

13.

J.

(fein langsam zu lesen.)

— ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡

Immer vernünftig, liebe Herren,
Fein vernünftig, laßt uns bleiben,
So in Worten, als in Werken.
Auch mit Narren wollen wir weise,
Immer weis' und besonnen reden
Hat doch jeder nicht für *Andre*,
Für *sich selbst* nur *seine Vernunft!*

M: M. g. S.

14.

* f. *

(etwas lebhafter.)

Auch die Narren, o Freund, sie haben
Ihren Werth; sind Diener der Polizey
In dem Mutterlande der Narrheit,
Wo, als Fremdling, so mancher Weise lebt.

Im Pohlen der Vernunft
Wägen sie jegliche Seele
Mit dem kleinen
Pohlnischen Pfunde.
Was drüber ist, und nicht
Zum zweiten, dritten, vierten
Vollen Pfunde langt,
Nennen sie Beiwurf, Zugab', oder so —
Es wird mit gebrochnem Silber
Oder mit kleinem
Kupfer bezahlt, —
Oder als — Knochen — geschenkt.

Gäb' es irgend ein Berlin der Vernunft,
(Wo giebt es eins? — Wir suchen es nicht in Berlin!)
So hieße mancher Geist ein volles Pfund,
Der jetzt ein Pfund — und Etwas drüber —
Ein kleines Pfund — und etwas Knochen heißt.

M. M. z. S.

15.

G. an.

(Gar freundlich zu lesen.)

„Um Entschuldigung bitten, wenn Gegen-
Meinung zu äußern,
»Unsre Vernunft uns zwingt, ist ja in brevi
geschehn! —
»Sind wir nur h ö f l i c h in W o r t e n und in
G e b e r d e n, so bleibt uns
»Frei zu reden ein Recht, das auch die
Narren verzeihn!«

16.

A * z *

— ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ | — ◡

Dein nachläßiges Wesen, deine Grobheit,
Gnäd'ger Herr, entschuldigst du mit der
Freundschaft,
Mit dem Zutraun zu meiner Aufgeklärtheit.

Soll ich glauben, du meinst es treu und redlich,
Gut, so wird es fortan auch meine Pflicht
seyn,
Diesen seltenen Ausdruck ächter Freundschaft,
Diese derbe Probe des höchsten Zutrauns
Zu erwiedern, ein wahrer Freund dem
Freunde.

17.

*. ß. *.

Heute höflich,
Morgen grob!
Heute Verbeugungen
Bis zur Erde
Und ein Lächeln,
Und ein Händedruck,
Und ein Bitten,
Und ein frohes Geschäftigthun,
Um des geringen Gastes willen.
Morgen ein steifes
Eckiges Wesen,

Und ein bedenkliches
Großes Auge, —
Mienen, gezogen von Lineal und Zirkel, —
Wenig Worte,
Im Ton, wie wenn Holz an Holz klingt,
Von der Lippe gesprochen,
Die im Vorbeigehn
Die Worte seitwärts zur Erde wirft!!
Und das nennt Er Maxime! — »In der politischen Welt
»Ist es ein Unheil, spricht Er, wenn uns die Leute
»Bis auf der Seele tiefsten Grund verstehn;
»Wenn sie nach wenig Besuchen
»Unsern Charakter auswendig wissen,
»Wie irgend ein Sprüchlein, einen Lieder-Vers!«

18.

Herr *st.

Du hast mich oft in guten Stunden
Mit Lieb' und Herzlichkeit gebeten,
Statt süßen Weins der Höflichkeiten
Der Wahrheit kaltes reines Wasser
Dir einzuschenken. Lange nahm ich
Dein Wort, wie man dergleichen Worte
Zu nehmen pflegt. — In solchen Fällen
Trifft man des Menschen Sinn am besten,
Thut man das Gegentheil der Bitte.

Nun endlich hast du mich verleitet,
In Herzenseinfalt deinen Worten
Zu glauben, und aus Freundesliebe
Dir reine Wahrheit einzuschenken,
Wie sie aus meiner Seele fließt.

Doch ach, mit welchen kleinen Augen,
Mit welchen scharf geschlossnen Lippen
Mit welchem bang verhaltnen Athem
Sahst du mich an? — Beinah, als hätte

Der Tropfen Wasser auf der Zunge
In Senf und Rettig sich verwandelt.

Jetzt kenn' ich dich, du schwacher Mensch!
Du rechnest, wenn du Wahrheit forderst,
Beständig doch auf Lob und Beifall!
Nicht Wasser willst du, sondern Wein,
Jedoch in einem Wasserglase.

19.

K. S. W.

»Bilder, Gedanken, Empfindung, in euch wohnt das innere Leben,
»Harmonien des Klangs, ihr seyd das äußre! — Mein Geist
»Ringet, euch zu vereinen in Worten des Liedes; doch sing' ich
»Keinem Fremden, nur mir töne mein stiller Gesang!«

Darum, du Neidischer,
Schreibst du auf hundert Zettel
Deine Gedichte. —
Klein und groß sind die Zettel,
Von allerhand Formen, allerhand Farben.
Du streichst mit breiter Feder,
Und machest Kreuze, Zirkel und Pfähle,
Also daß alle Gedanken
Und alle Bilder durch Hexenzeichen
Getrennt sind.
Immer in zwei,
Und oft in drei und sieben
Regionen des Zettels, —
Hinauf hinunter,
Hinunter hinauf,
Finden sich Anfang, Mittel und Ende des
Verses. —
Bringe doch endlich, o Freund,
Die Harmonien des Klanges und
der Gedankenbilder
In der Gestalten Harmonie!

20.

Derselbe.

Lesen bedeutet sammeln; man lieset, was sich zerstreut hat; —
Gute Leser, wohlan, leset nun meinen Gesang.

21.

a * z.

Du fliehest die Dichter, weil sie blenden
Und täuschen, wie du sagst; doch wisse,
Ein jeder Mensch hat seinen eignen
Poeten tief in seinem Busen,
Und dessen Blendung, dessen Täuschung
Entflieht man mit dem Tode nur.

Auch du hast einen; nur du giebst ihm,
Staat frohen Weins in Kokusschaalen,
In goldnen Bechern kalte Prosa.
Er friert und klappert mit den Zähnen
Und singt dir niemals holde Lieder

Aus deines Herzens dunkler Grotte,
Daß sie in deines Kopfes Hallen
Sanft und harmonisch wiedertönen! —
Noch ist er Jüngling! aber traun,
Er wird dir nimmer Freude machen,
Sein Jammern wird dein Leid vermehren,
Und mit den Jahren wird er grämlich,
Und hart und bös' und thörigt werden,
Wofern du mit stolzem Dünkel
Noch lang die Liebe seiner Jugend,
O seine heiß gewünschten Lehrer,
Noch lang — die guten Dichter fliehst.

M. M. g. S.

22.

An denselben.

Unsern täglichen Dichter in unserm eigenen Herzen,
Der uns erfreut und betrübt, der uns erniedrigt und hebt, —

Diesen Sohn der Natur zu bilden mit Weisheit und Güte,
Sind uns, prosaischer Freund, Dichter vom Himmel gesandt.

M. M. g. S.

23.

h. t.

— ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡

»Gern les' ich Gedichte!! — Sie sind so eigen,
»So ganz eigen in Worten und Redensarten;
»Klingen so neck'sch, — beinah wie die Zauberflöte,
»Sind so bunt, — ich vergleiche sie meinen Wiesen! —
»Und die Wiesen, ich muß es nur bekennen,
»Mit den bunten, niedlichen Futterkräutern,

»Wenn die Heerden darin so wohlig springen,
»Vor Behagen und Ueberfluß nicht wissend,
»Wo und was sie zuerst anbeißen sollen,
»Sind mir, wahrhaftig, ein aller-
liebster Anblick!» —

24.

k.

»O ich kenne die Welt, ich habe die Men-
schen erprobet! —
»Lobt mir Einer die Ehrlichkeit,
»Halt' ich die Taschen mir zu; und spricht er
von Tugend und Unschuld
»Mit den Weibern und Mädchen, — traun,
»Meine Tochter, mein Weib bewahr ich
vor seiner Gesellschaft! —
»Denn ich weiß es nur allzuwohl:
»Unschuld fängt man am besten mit frommen
Worten; sie wirft sich
»Selbst dann in des Verführers Arm!

»Und o, wie mundet
»Die zarte Frucht
»Dem Doppel-Gaumen
»Von Leib und Seele,
»Wenn, statt gebrochen
»Mit wilder Hand,
»Nur sanft berühret
»Mit lindem Finger,
»Sie nieder sinket,
»So reif und weich,
»So matt und kraftlos,
»So voller Sehnsucht
»In unsern Schoos!» — — —

25.

An denselben.

Um zu erfahren,
Wie groß, wie klein,
Wie wohlgewachsen,
Wie krüppelhaft
Dein Seelchen sey,

Muß ich dich messen
Nach deinem Maaß.
Es ist nicht Rache,
Nicht der Vergeltung
Unbillig Recht!
Ich will nur wissen,
Wie du gestaltet
Im Innern bist.
Wenn auch dein Maaßstab
Auf mich nicht passet,
Vielleicht auf keinen
Von deinen Nachbarn;
Er paßt gewißlich
Doch auf dich selbst!

26.

* rs.

Es war einmahl ein Mann,
Der thåt sehr aufgeklårt
In allen seinen Briefen,

Die ich von ihm erhalten. —
Zu Anfang und am Ende
War immer klar und hell
Das derbe Schreibpapier:
Denn alles Titelwesen
War gänzlich weggelassen,
Und im Kontexte stand
Beständig Sie und Ihnen
Statt Euer Gut-Gebohrnen,
Statt Die- und statt Denselben.
Viel hielt' ich auf den Mann,
Er dünkte mich beinahe
Mein Freund, doch jetzt erfahr' ich:
Wenn ich in gleicher Weise
Ihm wiederschrieb, so sey ihm
Die Stirne kurz, die Nase
Ein wenig lang geworden. — —

27.

An — p. p.

Ich will so groß nicht seyn, wie Du
Am Maaß der Ständ' um Aemter.
Allein, wenn mich Du mit dem Maaß
Der Etikette missest,
So miß auch Dich damit, und sey
Zu deiner Ehr' und meiner Ruh'
Ein konsequenter Narr!

28.

r. o. y. g.

Dich, mein Freund,
(Sie haben selbst, mein Herr,
Diesen Titel beliebt.)
Dich kenn' ich, wie man ein Blatt kennt,
Das man täglich lesen
Und wieder lesen muß,
Wie der Prediger, (alten Gesetzes) —

Irgend eine Seite
In der begriffnen Kirchen-Agende.
Etwas gewaltig klug
Möchtest Du scheinen!
Du hießest gar zu gern
Ein schlauer Menschenkenner,
Ein durchtriebner Geschäftsmann. —
Auch feine Nerven
Auf der Zunge des Geistes,
Auch ein feines, zartes Häutlein
An dem fleischernen Beutel, worin
das Herz schlägt,
Möchtest Du haben!! —
Aber — von Natur
Bist Du etwas gewaltig — dumm; —
Und bist etwas gewaltig unverständig,
Und plump und ohne Gelenk,
Wenn ich als Kunstwerk
Pädagogischer Bildung Dich betrachte!
Leider wirst du dein Leben lang
Unverständig und plump und ohne Gelenk

Verbleiben an Leib und Seele.
Denn es grauet dich
Vor dem noch nie gewagten Versuch:
  Das träge Wünschen,
  Das schläfrige Hoffen
  Zu vertauschen
  Mit kräftigem Wollen
  Und wacher Uebung.
Das Ding in deiner Seele,
Welches du deinen Willen nennst,
Ist, traun, nichts mehr,
Als ein niedlicher Wunsch zum lieben
Neujahr!

29.

An

eben denselben: x, y, b.

Welch ein närrischer Hochmuth
Lehrte dich die Maxime:
  Grob zu seyn den Leuten, die höf-
lich sind.

Auch mir bist du gewöhnlich
Grob in Geberd' und Ton und Worten! —
Aber ich kenne dich, trauriger Mensch! —
Vermögt' ich es nur mit kühlem Herzen;
Gröber noch wollt' ich seyn, wie du;
Und traun, gebührend höflich,
Freundlich und artig,
Wie das tückische Hündlein
Nach dem verdienten Fußstoß,
Würd' ich dich finden, wo du mir begegnest,
Ueberhöflich, wie gegen alle Leute,
Die dich behandeln
Nach deiner Hundes-Natur.

24

D. B. s. p. l. D. um *)—

"Zwar durch unsern Bericht gedachten wir Rache zu üben;
"Wenigstens Donner und Blitz sollten ihn treffen, den Narrn,

»Der seit einigen Tagen mit frostigem Blick
uns betrachtet,
»Und so steif, wie wir selbst, (die wir die
Höheren sind,)
»Kaum mit dem trägen Kopf und den Augen-
liedern sich neiget,
»Wenn er uns grüßet, und kaum lüftet den
trotzigen Hut.
»Aber sieh da, es kömmt von Berlin ein
gnädiges Schreiben!
»Recht hat N. N. gethan, und man be-
lobt ihn dafür!
»Gar eine Muneration empfängt er! — wir
müssen sie zahlen! — —
»Gut, so schmeck' uns der Dank für das
empfehlende Wort!«

81.

r. y. z.

Heute spricht er mit dir vertraulich, nennt dich: Mein Lieber,
Drückt dir die blödere Hand kräftig, bis wieder du drückst.
Vor dem Kamine sitzt ihr, das Zimmer ist wenig erleuchtet,
Und die Humanität trinkt ihr in Gläsern euch zu.
Lieblich duftet der Punsch, und fröhlich durchhüpft er die Adern,
Klärt die Gedanken des Kopfs, lös't die Gefühle der Brust.
Morgen ist alles verwandelt! Die Sonne strahlet in's Zimmer,
Aber sie leuchtet nur kalt, nicht wie die Glut des Kamins. —
Kalt und leer sind die Gläser, und kalt und leer ist die Bole,
Widerlich hauchet die Luft von den Gerüchen des Tranks.

Auch du fühlest dich schwer: denn ach, die letzten Pokäle,
Ewiger Freundschaft geweiht, waren dem Magen zu viel.
Triffst du jetzo den Mann, der ewige Freundschaft dir anbot
Mit dem Becher voll Punsch; o, so verwundre dich nicht,
Wenn er von deinem Gruß, obwohl er von fern dich gesehen, —
Ueberraschen sich läßt, tief in Gedanken des Amts;
Wenn ihn die Füße so schnell vorübertragen, daß kaum noch
Augen und Händen die Zeit wieder zu grüßen verbleibt. — —
Lieblich duftet das Herz, dem Punsche gleich, wenn es warm ist;
Thönerne Herzen erwärmt stets nur ein feuriger Trank.

M. M. z. Sch.

32.

a — z.

»Wenn ich Minister wäre,
»Stets sollten plus und plura
»In meiner Rechnung glänzen,
»Und dennoch sollt' ein Minus
»Im ächten Wohlbefinden
»Des Volks sich nimmer zeigen!
»Wär' ich am Rhein gewesen
»Als General-Feld-Marschal,
»Die Franken hätten Friede
»Schon längst — doch ohne Siege!
»Wär' ich Monarch, ich würde
»Die Republiken-Macher
»Durch Eine That beschämen! —
»Der Sklaven Furcht gebraucht' ich,
»Die Sklaven frei zu machen!
»Ich würde resigniren! —
»Doch erst in Kraft des Königs
»Mit Weisheit und mit Strenge
»Das blöde Volk besiegen; —

„Und ehe das Gerüste
„Der alten Staatsform sänke,
„Erhübe sich der Pallast
„Der neuen, ewgen Republik!
„Mit hohen Ehren würd' ich
„Als Preiß der Welt und Nachwelt,
„Vor dem zerfallnen Throne,
„Ein Gott, hinuntersteigen!

M. M. g. S.

33.

Wärst Du; — nun gut — so thätst's Du
Doch etwas bis Du schon jetzo;
Meld' uns, erhabener Freund, was Du
denn jetzo gethan.

M. M. g. S.

34.

Prosa.

In diesen Schattenrissen siehst Du ein Paar Stirnen von zwey oder höchstens drey

unsrer Freunde; die übrigen Nasen gehören einigen Bekannten.

Freunde wählt man, Bekannte dringt uns der Zufall auf.

Hoffendlich giebt es viel solcher Nasen auch in deiner Bekanntschaft, lieber Leser, — und so werden Dir unsre Schattenrisse nicht fremd seyn. Wir erlauben es Dir, die Ueberschriften zu verändern.

Ach, daß es wächserne Nasen wären, und daß die Inhaber, nachdem sie dieselben im Schattenriß beschaut haben, Lust bekämen, sie etwas anders zu drehen, und, wo möglich, humaner zu formen.

Dies sey der interimistische Rahmen für diese Schattenrisse. Von Zeit zu Zeit werden neue Partien erscheinen, wenn es Gott und den Rezensenten (besonders den mündlichen) gelieben sollte! — Den obgedachten Nasen wird es freylich niemahls gelieben!

VIII.

Bilder,

benannt nach ihren Rahmen.

Gesammelt

auf einer Reise durch Südpreußen

von

Mniosch und Mar. Mniosch, geb. Schmidt.

1796.

Vorbericht.

Unter dem, was auf dem Titel Rahmen genannt wird, verstehe der (wie bekannt) gütige Leser diesmahl — das Metrum oder Versgesetz, Versregel, mit allen adhärirenden und erbsündlichen Lizenzen und Exceptionen. —

Der Einfall eines Augenbliks läßt sich in der Stunde des Raisonnements oft eben so

wenig rechtfertigen, als ohne mancherley Zweifel geradhin aufgeben! —

Unter uns gesagt, mein lieber Leser, ich halte die Autoren für etwas hochmüthig, die uns ihre augenbliklichen Einfälle und Launen dahin geben, ohne ein Wort darüber zu sagen, sey es auch blos das Wort: ich bitte um Vergebung! welches freylich nicht selten mit:

lies, versteh', denk' und empfinde!

am richtigsten übersezt wird. —

Eigentliche Selbst-Kommentare (ad formam Selbstbiographien) sind mir herzlich zuwider! — —

Für diejenigen Leser, die ohne deutlich erkannte Versregel, (alten Namens)

nicht gut lesen, auch nicht gut hören können, ist anzumerken:

daß unächte Hendekasyllaben

als eine Mischung von versibus Sapphicis et Phaloeciis anzusehen sind, mit der einzigen Lizenz, daß sie zuweilen auch mit dem ersten Tritt auf die Schwelle des Verses einen Sprung machen. Ihre Tour sieht aus wie folget:

(— ◡ — ◡ — ◡)— ◡ — ◡
◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡)

Beiläufig schlag ich vor, daß man den Vers-Fuß, lieber einen Vers-Schritt nennen möge! Zwey Fuß gehen bekanntlich auf einen Schritt. Ein Sprung ist immer etwas mehr als zwey Fuß, oder als ein Schritt. Ein Daktylus kann ein luftiger oder leichter Sprung heißen! In diesem Sinn ist dann und wann Einer von unsern unäch-

ten Hendekasyllaben um Einen Fuß, oder um einen halben Schritt, sehr selten um zwey Fuß oder einen mäßigen Schritt (von zwey kurzen Füßen) zu lang. — In unsern Tagen ist es ohnedis gewöhnlich: x für u: oder 12 auch 13 für 11 anzuschreiben.

1.

Distichen

d. i. Hexameter und Pentameter.

Zum Franzosen ist leicht der gelehrige Russe gebildet;
Als ästhetisches Wachs fügt er sich jeglicher Form.
Teutscher und Spanier, Britte, Italiäner und Türke
Sind ihm Rollen des Spiels, ihm, dem Akteur der Natur.
Aber vor Allem glükt ihm, wie schon gemeldet, der Franke!
Voller Leben und Geist, spricht ihm ein jegliches Glied;

Liebliche Narrheit hüpfet durch alle redenden
Glieder, *)
Ohne Verzuckung jedoch neigt er sich plötz-
lich dem Ernst
Leichtsinn, Naivetät und melankolischer Jokus,
Zärtlichkeit, Schäkheit und Witz drehn
sich in freundlichem Tanz. —
Wie es die Scene verlangt, so spricht er, jetzo
mit Lachen,
Jetzt mit Flammen im Aug kräftig ein
kräftiges Wort.
Nur den Nachbar, den Polen vermag
er nicht ganz zu kopiren;
Selten finden wir so, Anmuth
und Würde vereint!

M.

*) Von einem römischen Klassiker (ich glaube vom Quinctilian) oratorische Glieder genannt.

2.

Ohne Versgesetz.

Anmuth und Würde
In Einen Akkord
Von Geberden und Tönen vereint,
Erfreuten mich selten
Im lieben Teutschland,
So selten, daß es von der Regel
Die Ausnahm' ist. —

M.

3.

Unächte Hendekasyllaben. *)

Würd' und Anmuth sie wechseln bey dem
Teutschen;
Zwischen Beiden findet sich eine Pause!
Man bemerkt im schönsten Gebild der Praxis
Immer die feinen theoret'schen Strichleln.

M. M. g. S.

*) — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡

4.

Exmetrum. *)

Welches Volk
Soll ich vergleichen
Dem edel gebildeten Polen,
Wie ich bei fröhlichen Festen
Mädchen sah und Jünglinge,
Männer und Frauen? — —
Trefliche Mischung! —
Ich sah des Franken
Rege Gestalten,
Seine Gewandheit, seine Lustigkeit,
Aber gemäßigt
Von der bequemen,
Der wollustreichen
Solidität
Des Italiäners,
Beides umflossen
Von einem milden Schimmer

*) Nach der Analogie von Exlex.

Selbstgenügsamer
Spanischer Würde. —
Die liebliche Mischung, die Harmonie des
Ganzen,
Schien mir ein Werk der Grazien.

M.

5.

Beinahe
Versus Hexametri et Glyconici. *)

Eine muthige, tapfere Nacht!
Wünschet die lachende Polin dem jungen Gaste,
der jetzo
Von der Tafel, die allzureich
Bacchus frohe Geschenke belasteten, — zögernd
dahin schwebt.
Nach dem einsamen Schlafgemach

*) Dieses und die folgenden drei Stücke bilden ein Ganzes.

Vom verständigsten Diener des Hauses mit leuchtender Kerze
Langsam begleitet den schmalen Gang!

6.

Fortsetzung.

»Was, eine muthige Nacht? Von Frauen gewünschet und Mädchen?
»Einem gastlichen fremden Mann? —
»Wahrlich, ein frecher Scherz! — Errö- then macht er die Wange
»Unsrer Jünglinge, — nie gedacht
»Hätt' ihn ein teutsches Mädchen, auch nicht im Traum, nach dem Abend
Eines fröhlichen Brautgelags!!! —«

7.

Fortsetzung.

O nicht also, mein Freund, mit diesem Wort
auf der Lippe,
Das den lustigen teutschen Mann
Zu Umarmungen lockte, zu feurigen, üppigen
Küssen,
Bleibet die Polin unberührt,
Bleibt geachtet; — sie eint die Mine des fröh-
lichen Spottes
Immer mit adlicher Majestät.

M.

8.

Aliud ejusdem metri.

Ueber das glatte Eis der Verführung gleiten
die Frauen,
Gleiten die Jungfrauen dieses Volks

Sicher dahin: denn was man in offnem Scherze gewohnt ist,
Reizet im heimlichen Ernst nicht mehr!

M.

9.

Wie in *Numero* 3.

Uns ist die Welt ein Haus, worin wir täglich
Unsre Stunden nach unsrer Arbeit zählen,
Nur am Namens- oder Geburtstags-Feste
Tanzende Sohlen erheben und volle Becher; —
Aber dem Polen ist sie — ein Theater!!

M. M. g. S.

10.

Ejusdem formae.

Pracht und festliches Leben war alltäglich,
Ungeputzt und ohne Gesellschaft blieb man,
Kaum so lang, als ein flüchtiges Fieber daurte. —
Häuslichen Sinn, Familienfreuden trifft du
Jetzt noch selten, und trafst vordem sie nirgend.

M. M. g. S.

11.

Jamben.

(Andante.)

Du willst ein Weib, das ganz dir angehört
Mit Herz und Hand, Gedanken, Blick und Ton; —
Ein Weib voll Unschuld, dessen Lieb' und Treue
Noch keinen Kampf im Innersten der Seele,
Auch nicht den leichtesten, zu kämpfen hatte,
Dem alle Pflicht und alle Tugend schöne

Natur noch sind; ein Weib, das mütterlich
Aus eigner Brust die lieben Kinder tränket,
Aus eignem Herzen ihre Seelen nährt! —
Das Rad der Wirthschaft soll sich still und leicht
In ihren Händen drehn. So manches seidne,
Wohl auch ein goldnes Fädchen hoffest du
In deines Lebens Garn und Leinen zierlich
Vom fleiß'gen Finger eingewebt zu finden! —

Unächte Hendekasyllaben.

(Presto.)

Aber nach solchem Weibe wirst du lange
Lange vergebens in diesem Lande suchen!
Jede Blume, die hier in Gärten blühet,
Ja sogar die Blumen am Wege wollen
Nicht verduften im Wasserglas der stillen
Häuslichkeit, in der Vase nicht verblühen.
Alles will, in festlichen Kranz geflochten,
Prächtig glänzen; die Weiber wie die Mäd-

Wollen den Mann nicht, oder den Geliebten,
Wollen zuerst sich selber festlich schmücken.

M.

12.

Jamben.

Bist du der Mann, den es nicht reuen wird,
Im Herzen nicht, auch nicht im Beutel; gut,
So nimm ein Weib von dieses Landes Töchtern,
Und laß sie leben dreißig Jahr und drüber
Tagtäglich, Freund, als deine schöne Braut. — —

M.

13.

Wie *Numero* 3.

Oft schon lernten in schönen Musenkünsten
Vom besiegten Volke die rohen Sieger:
  Teutsche lernet vom unterjochten Polen,
  Lernet die Kunst — natürlich schön —
      zu tanzen!

M. M. g. S.

14.

Versus Trochaici.

Selbst du unbeholfner Bär
Lernst in diesem Lande tanzen! — —
Läßt, wie Flakkus uns gelehrt,
Musengunst die Fische singen;
O so glaub' ich, Grazien
Lächeln zu dem Bären-Tanze.
  Schade nur, du armer Bär,
  Ach, du tanzest — an der Kette!

M.

15.

Ohne Vers gesetzt,

oder

Exmetrum.

Etwas zu männlich
Dünkt mich das Polnische Weib,
Ist es über die Jahre
Der schönen Kindheit hinaus, —
Etwas zu männlich an Geberden,
An hoher und kräft'ger Gestalt;
Etwas zu männlich
An gar zu richtig
Gezeichneten Bildern
Der Phantasie,
An Herzens-Kühle,
Am ernstem
Politischen Verstande,
An gar zu regelmäßig, gar zu wichtig
Aczentuirter Rede.
In der Geschichte freilich
Glänzen die männlichen Weiber! —

Mit ungetheiltem Herzen
Bewundern wir da
Die kühne Mannheit
Der stolzen, kalten Römer-Frauen.
Aber im täglichen Leben
Liebet der teutsche Mann
Nur das wahrhaft weibliche Weib!!

M.

16.

Unächte Hendekasyllaben.

Nimm dich in Acht, mein Freund! — Nicht vor dir selber:
Denn du siegest mit allen Verführungs Künsten
Schwerlich über ein Weib in diesem Lande.
Aber sehr leicht kannst du dich Sieges dünken,
Wo du Besiegter — Herr wenn du ein Knecht bist,

Oder wähnen, du seyst die Hand, die *)
Rosen
Brach, wann du selbst die gebrochene
Rose darstellst.

17.

Distichon.

Polnisch klinget das Polnische nur im
Munde des Pöbels;
Schöner als Italiän'sch spricht es ein
schmeichelndes Weib!

M. M. g. S.

---

*) Das relativum! — Eine Anmerkung für gewisse Teutsche, die — nicht Teutsch verstehn. — — Die heutigen Sprachreiniger und Sprachbildungsbeförderer wollen nemlich, daß der Schriftsteller so schreibe, daß er einzig durch die Grammatik, ohne alle Beihülfe der Logik, verstanden werden könne! — Eine Aufgabe, die ganz gewaltig schwer ist, wenn man sie — — versteht.

18.

Wie oben.

Prüfe das Polnische nicht mit dem teutschen Aug' und der Zunge;
Hör' es mit reinem Ohr, wenn es die Liebe dir singt.

M.

19.

Videatur N. 16.

Treulos nennest du uns! Du sprichst: »wir halten
»Unser heilig gegebenes Wort nicht; achten
»Nicht Gelübde, nicht feierlich ernste Schwüre!« — —
Freund, du kennest uns nicht! Du wähnest thörigt,
Daß die Völker den Höfen gleich gesinnt seyn. — —

Aber

Aber Du Selbst, o Nation, der Wenig
Unverletzbar ist, und im Herzen heilig,
Gegen dich Selber warst und bist du
treulos.
Deine Geschichte zeigt's, und —
— deine Ehen. —

M. M. z. S.

20.

Hexametri et Jambici quinarii. *)

(Der sogenannte sächsische Pallast und Garten in
Warschau.)

Häßlich siehest du aus, — gleich einer
alten Maitresse,
Die ihre Buhler längst begraben ließ,
Die verkrüppelt und schief, mit Augen, welche
zum Schielen
Durch Buhlerblick auf Eine Seite hin

*) — ∪∪ — ∪∪ — ∪∪ — ∪∪ — ∪ ∪ — ∪
∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ —.

Endlich starrten, mit fahler Stirn, mit vertrockneten Wangen,
Woran die Schminke nicht mehr halten will,
Und in zertragenen Stoffen, in Lumpen voriger Größe,
Am Wege sitzt, und jeden Wandrer schreckt; —
Ja, so häßlich erscheinst du, du morscher, verödeter Pallast,
Genannt der Sachsen Pallast, du, von dem
Alle Ueppigkeit sich ergoß in die muthige Hauptstadt,
Und in das Volk, das sonst vielleicht noch jetzt
Deinen Namen, Sobiesky, verdiente. — — Trauernd im Geiste,
Mit schwerer Brust und tief gesenktem Haupt,
Wird der edle Sarmate dies Grab, — die Trümmer des Grabes
Vorübergehn, wo seines Volkes Kraft
Und das Leben der Sitten, das Mark der Vaterlandsliebe
Begraben ward, — vielleicht zu ew'gen Tod!

Aber was seh' ich? — Welche lebendige,
festliche Menge
Schwebt auf den nakten Rasen, füllet dort
Alle verdorrten Gebüsche, entblößt von Schatten? *) — O wahrlich,
Dies tiefgebeugte Volk, — es wandelt hier
Pralerisch noch im Putz der Künste des schnöderen Luxus
In seines Grabes Garten stolz umher,
Buhlend um Buhler! — — Wie wehen die
bunten, seidenen Flaggen
Vom Perlenvollen Haupt, vom reichen
Schoos
Ueppiger Frauen dahin und gar zu muthiger
Mädchen,
Die mit dem weiten, männergleichen Schritt
Und mit schweifendem Aug' in lautem Gelächter dahin ziehn,
Gekürzt den Vordersaum des luft'gen Rocks,

*) Der sächsische Garten, die vorzügliche Promenade in Warschau, wird nicht sonderlich gepflegt! —

Und am Busen die Taille erhöht, — mit dem vołleren Schooße,
Den hochgetragenen Brüsten — Schwangern gleich! — — —
Häßlicher bist du mir jetzt, du Pallast üppiger Fürsten,
In diesem Anblick des verderbten Volks;
Ach des Volkes, das noch von deinem giftigen Athem
Bezaubert, um den nahen Abgrund tanzt!!

M. M. g. S.

IX.

Die Assemblee

im Saxo-Borussico

zu

Verum - Vide! *)

*) Nach der Form von Campanarum Stultus, oder Corpus Capri.

Hier versammelt man sich, die Langeweile recht festlich
Zu begehen; man kömmt, schaut und lässet sich schaun.
Dann und wann wird ein Wort im Fluge gesprochen; man grüßt sich,
Reicht sich zuweilen die Hand, heißt sich willkommen, und geht.
Geht mit zierlichem Schritt, bedachtsam die Säle zu mustern,
Und in jeglichem wird heute das Wetter verklagt,
Auch der Schnupfen; — und Mancher von Mavors jüngeren Söhnen,
Redet mit kläglichen Ernst über den Rheumatism. *)

*) Rheumatism! — ◡ —! Die Kritiker werden nicht ermangeln, diesem Pentameter das Hinken als eine Virtuosität anzurechnen.

Richtiger spräch' er von gichtischen Schmerzen, aber es horchen
Damen, die Rheumatism edler doch finden, als Gicht.
Alles thut kränklich und krank! Der stockende Witzling entschuldigt
Mit dem Katharr auf der Brust glücklich den Schnupfen im Geist! —
Höflich ist der Gesunde; mit trüb-gekünsteltem Auge
Blickt er, bei rosiger Wang', unter die Weiber umher
Traun, mit diesem Nebel in schmachtenden Augen, bei vollem
Morgenroth im Gesicht, fängt man ein zärtliches Herz: —
Denn es lieben die Weiber das Kranksеyn, wär' es auch Mode,
Dennoch an keinen Mann, wenn er vor Liebe nicht kränkt.

Mit zwei tüchtigen Schritten, doch leicht und
schlank wie ein Heimchen,
Steht in der Mitte des Saals plötzlich die
schönste Figur! —
Ueberall, wo er sich zeigt, ein Präsul; *) ein
Schwenker der Fahne
Der in Parade voran schreitet dem willigen Chor,
Als eine menschliche Jungfer zu gros,
und wieder zu schmächtig,
Als ein menschlicher Mann, heißt er
den Leuten: Apoll! —
Von den Damen ist keine mehr krank!! — Sie
sehn ein Ballet und
Hören ein Heldengedicht, tragisch und ko-
misch zugleich.
Er allein ist ein ganzes Theater mit
allen Koulissen,
Und es bewegt sich ein Trupp Ko-
mödianten in ihm! —

*) Praesul, von salire (springen). — Nach Theodori Spieseri Lexicon: ein Vortänzer, Platzmeister, auch Hanswurst und — Prälat! — Zum richtigen Erklären dieser Bedeutung sind Antiquität und Modernität gleich nöthig!

Still!! es erscheint der Baron! — Er ist von
Hofe gekommen,
Und Er weiß euch so viel, was man in Zeitungen liest. —
Wahrlich, die Zeitungen waren noch nicht gedruckt, als Er abfuhr;
Aber warum, o mein Gott, geht auch die
Reitpost so schnell!
Von des Königes Finger hat er die Ordre gelesen,
Eine Ordre an's Land, und ein Geheimniß dazu!
Stehe sie immer gedruckt in der Beilag; — fehlen doch Stellen;
Wichtige Stellen, manch Wort, das
man politisch verschweigt!
»Was, die Censur bedrückte den Fürsten selber?«
»Ich weiß nicht,
Wie Sie das meinen, mein Herr, aber
die Sach ist gewiß!« —
»Und warum nicht, Ihr Herren? — Befahl doch
Friedrich der Große,
Daß Ihm Urthel und Recht spräche das
Kammergericht!

Ist die Censur nicht auch ein Forum? —
ahmet nicht Friedrich
Wilhelm, ahmet er nicht Friedrich dem
Einzigen nach??» —
Richtig, Herr Oberster, richtig! — Erzählet,
Baron, was ihr laset
In der Handschrift, und was jeglicher
Abdruck verschweigt!«
Und erzählt der Baron mit vielem
Patos, doch hält er
Wohlbedächtig die Hand vor den laut schrei=
den Mund! — —
Kömmt der Marqueur und spricht: wen
bliebt es Karten zu spielen?
»Was ist die Glocke?» — »Sie hat fünf schon
geschlagen!» — Der Kreis
Neigt sich dem Redner, es sucht ein jeder seine
Genossen,
Und man höret sehr viel von Fortun und
Malheur!
Aber die Weiberchen trinken ein we=
nig Thee! Wer nicht spielet,

Wünschet zu tanzen, doch fehlt's leider an
Platz und Musik.
Alle Fragen, worauf kein Ja und kein Nein
sich erwiedert,
Werden mit Ja und mit Nein zierlich zu-
rücke gescheucht,
Lieblich stehen sie da, und sitzen die jungen
und alten
Grazien, denkend darauf: was denn
zu denken jetzt sey?
Gut sind die Fächer auch hier im lauen Zim-
mer, man gähnet
Ruhig mit stockendem Zahn hinter dem we-
henden Schirm. — —
Immer zu Viertelstunden ist dieser Kreis ein
Gemälde,
Denn es drücket die Kunst — Positio-
nen nur aus.
Acht Uhr schlägt es; und sieh, der Eßsaal
öffnet die Pforten!
Doch, grundgütiger Gott, rührt die Gen-
ralin sich nicht;

Muß ja das Essen verkommen, und mit ihm
die Mägen der Gäste!
Merkt sie die Stopfung denn nicht, die an
dem Eingang entsteht? —
Bravo! dort kömmt der Baron (er ist
ja von Hofe gekommen!)
Reicht ihr die blitzende Hand, und sie erhe-
bet sich schnell,
Wie ein Mädchen; — sie saß alt und schwerlei-
big im Lehnstuhl,
Aber wie hüpfet sie jetzt tanzend und lachend
dahin! —

Esset nun, was ihr vermögt, — nein, was
euch die Schüsseln erlauben!
Brod ist im Ueberfluß da, Würze
habt ihr genug! —
Sitzet doch Herr von T* und Herr von O*
in der Nähe;
Ihr wohlriechender Witz haucht wie ein
Nordwind umher!
Auf Brodkügelchen fliegt er zu allen Bekannten
und Freunden,

Und es lachet der Faun, gar nicht im
Busche versteckt!
Sinnreich treffen die Kugeln an Lippen und
Busen die Weiber;
Aber an Nas' und Stirn werden die
Männer berührt.
Gegen Zehen ist endlich von Speisen,
Witz und Getränken
Alles verzehret, — und schon rasseln die Wa-
gen! — a Dieu! —

X.

Das unmenschliche Streben

zum

Ziel der Menschheit.

Ein Lied

zu singen im Kreise der allzukühnen Weltreformatoren.

Von

Maria Mnioch geb. Schmidt.

1796.

X.

Ein Wort
an den Komponisten.

Die Verfasserin hatte dies Lied wirklich zum Singen bestimmt. — Sie hatte aber die Idee, daß nur der Chor ein eigentlicher Gesang, das Solo hingegen eine Art von melodischem Rezitativ seyn sollte.

Für eigentlichen Arien-Gesang ist auch das Solo nicht metrisch gebaut, da die Strophe nach sieben zweifüßigen, jamb-anapästischen Versen ganz unerwartet in einem langsamen fünffüßigen jambischen Verse endet.

Zwar dem Inhalte nach ist diese Abweichung nicht unbedeutend: aber auch eben der Inhalt des Solo (im Gegensatz mit dem Inhalt des Chors) scheint den mehr aufzählenden, mehr akzentuirenden Ausdruck des Rezitativs zu verlangen, doch so, daß er in jedem Solo melodisch wiederkehrt.

Auch ist das Metrum selbst melodisch behandelt, und der einmahl richtig gefaßte musikalische Akzent und Abschnitt wird auf alle Strophen passen.

M.

Lied.

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Ihr strebet und ringet
Zum Ziele der Menschheit;
Doch selten aus Liebe
Für's herrliche Ziel!
Ihr strebet und ringet
Aus Dünkel und Ehrsucht,
Und tretet zu Boden
Was neben euch in gleicher Würde stand.

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Von diesen Altären
Der menschlichen Hoheit
Steigt Jammer und Klage
Der Menschen empor.
Empor zu den Sternen! —
Dort sollen sich freundlich
Und brüderlich grüßen
Der Priester und sein blutig Opfer-
thier!! —

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Zwar ehret die Nachwelt
Die Thaten der Väter,
Und preiset in Liedern
Den treflichen Muth! —
Doch treten die Füße
Die Schädel der Vorwelt,
Doch wächset die Blume
Zum Siegeskranz aus Urn' und Grab
empor!

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Erreicht wird sie endlich,
Gelöset die Krone,
Die glänzende Krone
Des Menschengeschlechts!
Doch hat sich der Läufer
Durch Trümmern der Brüder,
Durch Jammer der Vorwelt
Gebrochen, ach, die allzukurze Bahn!

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

XI.

ZUM

SCHLUSS

DES

GANZEN BÜCHLEINS

(DER CHOR DES LETZTEN LIEDES)

ACH, WOZU EMPFINGT IHR HERZEN,
MENSCHEN, WENN IHR EUCH NICHT
LIEBT!!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mnioch, Johann Jakob, / Schule, Georg Christian, / Nathe, Christoph,

Worte der Lehre, des Trostes und der Freude

Görlitz 1798

P.o.germ. 937 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114816-7
VD18 13909843